

# Bielefeld

ZUKUNFT STADT  
DEMOGRAPHISCHER  
WANDEL

# Zukunft STADT

Demographischer Wandel in Bielefeld



## ZUKUNFTSGESPRÄCHE



## *Inhalt*

<b>Vorwort des Oberbürgermeisters</b>	<b>3</b>
<b>Zukunft für alle</b> <i>Susanne Tatje   Demographiebeauftragte</i>	<b>4 – 5</b>
<b>WIR WERDEN WENIGER</b>	
<b>Sind die Frauen schuld?</b> <i>Gastbeitrag von Dr. Claudia Wallner</i>	<b>7 – 8</b>
<i>Marcel Uka 2020 – Rapper von Aggro Berlin</i>	<b>9</b>
<i>Merle Godejohann Vieles kann man noch gar nicht planen</i>	<b>10</b>
<i>Kollegiaten des Oberstufen Kollegs „Kinder? Vielleicht...“</i>	<b>11 – 13</b>
<i>Dr. Marlene Müller Raum für Neugier</i>	<b>14 – 15</b>
<i>Katrin Rietenberg In den Köpfen muss sich etwas ändern</i>	<b>16</b>
<i>Susanne Schaefer-Dieterle Karrieren und Familie</i>	<b>17 – 18</b>
<i>Rüdiger Kauf „Man darf nie aufgeben“</i>	<b>19 – 21</b>
<b>WIR WERDEN ÄLTER</b>	
<b>Demographisches Altern in den Kommunen – alte und neue Herausforderungen</b> <i>Gastbeitrag von Prof. Dr. Gerhard Naegele</i>	<b>23 – 24</b>
<i>Hildegard Bork „So lange wie möglich in der eigenen Wohnung bleiben“</i>	<b>25 – 27</b>
<i>Monika Detering Älter werden oder wann bin ich alt?</i>	<b>28</b>
<i>Petra Breuer Sichtwechsel</i>	<b>29 – 30</b>
<i>Dr. Wolfgang Schmidt-Barzynski „Weniger Apparate, mehr menschliche Zuwendung“</i>	<b>31 – 33</b>
<i>Sigurd Prinz Raum für Kultur</i>	<b>34 – 35</b>
<i>Dr. h.c. August Oetker „Ältere Arbeitnehmer sind wertvolle Know-how-Träger“</i>	<b>36 – 37</b>
<i>Pastor Ulrich Pohl Älter werden</i>	<b>38 – 39</b>
<b>WIR WERDEN BUNTER</b>	
<b>Das Zuwandererviertel als Versuchslabor: Segregation kann schön sein</b> <i>Gastbeitrag von Ferda Ataman</i>	<b>41 – 42</b>
<i>Dr. Jochen Rath Bielefeld – eine Stadt mit Migrationshintergrund</i>	<b>43 – 44</b>
<i>Familie Ünlüsoy (Karin, Ali, Cem, Safinaz und Ilknur) „Wir sind eine Familie“</i>	<b>45 – 46</b>
<i>Antonios Gerogallis „Ein bisschen fremd in beiden Welten“</i>	<b>47 – 48</b>
<i>Ivelyne Atangana „Die Welt ist bunt“</i>	<b>49 – 50</b>
<i>Gabriele Kiel Was in den Sternen steht</i>	<b>51 – 52</b>
<i>Susanne Tatje Schöne Aussichten</i>	<b>53</b>

## *Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Bielefelder und Bielefelderinnen!*

Wenn wir Bielefelds Zukunft gestalten wollen, brauchen wir eine Vision und langfristige Ziele für unsere Stadt. Denn die Bevölkerungsstruktur wird sich ändern, darauf müssen wir uns einstellen. In Bielefeld sind wir auf einem guten Weg. Wir haben seit nunmehr fünf Jahren eine Demographiebeauftragte, die dafür Sorge trägt, dass die Bevölkerungsentwicklung bei allen wichtigen Planungen in der Stadt mit berücksichtigt wird.

Wichtige Grundlage für die demographische Entwicklungsplanung in Bielefeld ist das von der Demographiebeauftragten Susanne Tatje entwickelte strategische Demographiekonzept „Demographischer Wandel als Chance?“. Dieses Konzept definiert sechs demographiepolitische Handlungsfelder für Bielefeld, nämlich Bildung, Integration von Zuwanderern, Wohnen und Stadtentwicklung, Familienpolitik, Gesundheit und Wirtschaft. Der Rat der Stadt Bielefeld hat das Konzept im Jahr 2006 einstimmig verabschiedet.

Die Politik hat uns damals mit auf den Weg gegeben, auch die Bürger und Bürgerinnen an den Planungen zu beteiligen. Diese Aufgabe hat die Demographiebeauftragte Susanne Tatje in den vergangenen Jahren mit zahlreichen Veranstaltungen verfolgt und Personen aus Wissenschaft, Politik, Kirche und anderen öffentlichen Bereichen in den Prozess der demographischen Entwicklungsplanung eingebunden.

Trotzdem brauchen wir immer wieder neue Denkanstöße. So ist auch die Idee für dieses Themenheft entstanden: Wir haben engagierte Bielefelder und Bielefelderinnen und externe Autoren und Autorinnen nach ihren Zukunftsideen gefragt und viel Nachdenkenswertes erfahren. Die Beiträge zeigen ein buntes Bild ganz unterschiedlicher Sichtweisen und Vorstellungen zum demographischen Wandel. Dabei haben wir gezielt auch nach persönlichen, subjektiven Gedanken und Wünschen gefragt um zu erfahren, was die Menschen bewegt und was ihre Hoffnungen und Sorgen sind. Auch der Blick von außen ist wichtig und eröffnet neue Perspektiven. Wir haben gesehen, dass wir auf einem guten Weg sind und auch, dass wir an anderen Themen noch arbeiten müssen. Die Demographiebeauftragte Susanne Tatje wird die vielen Aspekte aufgreifen und in die Diskussion in Bielefeld einbringen.

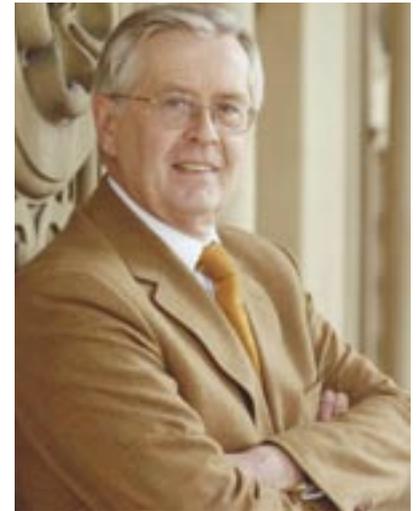
Allen Beteiligten möchte ich an dieser Stelle herzlich danken, dass sie sich die Zeit genommen haben, uns ihre fachlichen oder persönlichen Gedanken zum Thema Zukunft mitzuteilen und sich an einer Vision von einem „Bielefeld für alle“ beteiligt haben.

Dieser Ideenaustausch ist wichtig und soll weiter gepflegt werden. Daher möchte ich Sie heute erneut herzlich einladen, die Zukunft unserer Stadt weiter mitzugestalten.

Mit freundlichem Gruß



Eberhard David  
Oberbürgermeister



Eberhard David  
Oberbürgermeister

## Zukunft für alle

von Susanne Tatje | Demographiebeauftragte der Stadt Bielefeld



Susanne Tatje

Wie stellen Sie sich die Zukunft unserer Stadt vor? Wie soll Bielefeld in 20, 30 Jahren aussehen? Wie wollen wir wohnen, lernen und arbeiten? Antworten auf diese Fragen zu finden ist nicht einfach. Beim Entstehen dieses Heftes ist jedenfalls deutlich geworden, dass viele Menschen eher vage Vorstellungen von der Zukunft haben. Und warum sollten wir uns auch den Kopf über die Zukunft zerbrechen? Kommen wird sie so oder so, und vermutlich wird unser Morgen ganz anders sein, als wir es uns heute erträumen. Trotzdem bin

ich überzeugt, dass wir die Chancen des demographischen Wandels nur nutzen können, wenn wir Ziele und Visionen haben. Auch wenn sich nicht alle Vorstellungen verwirklichen lassen, so ist es doch wichtig darüber nachzudenken, in welche Richtung sich unsere Gesellschaft und unsere Stadt entwickeln sollen. Mein Wunsch ist, dass dabei alle gesellschaftlichen Gruppen berücksichtigt werden und auch *die* Menschen Gehör finden, die sonst wenig oder gar nicht zu Wort kommen. Das vorliegende Heft soll dazu einen kleinen Beitrag leisten.

Als ich im April 2004 die Stelle der Demographiebeauftragten übernommen habe, war diese Aufgabe völliges Neuland – für mich und auch für die Stadt Bielefeld, denn eine solche Position gab es bisher nicht in deutschen Städten und Gemeinden. Damals habe ich angefangen, mich beruflich intensiv mit der Zukunft von Bielefeld zu beschäftigen. Meine Überlegungen knüpfen an Vorstellungen von sozialer und ökologischer Verantwortung, wirtschaftlicher Vernunft und Partizipation an. Wichtig ist mir auch, dass wir uns darüber verständigen, auf welcher Grundlage wir Bielefeld weiter entwickeln wollen.

*Städte leben von ihrer Vielfalt.* Da durch die demographischen Veränderungen ein noch

höherer Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund für unsere Städte erwartet wird und sich zukünftig auch Lebensstile ändern werden, müssen wir darüber nachdenken, wie wir diese Vielfalt ermöglichen können. Die Integration unterschiedlicher Lebensstile und das gleichzeitige Zulassen stadttypischer Besonderheiten ist eine der großen zivilisatorischen Leistungen von Städten: Wir wollen nicht alles angleichen, wollen die Unterschiede zwischen den Menschen, ihren Sprachen, Kulturen, Religionen und Lebensformen bewahren. Die Stadt- und Sozialökologen Robert Ezra Park und Ernest Burgess, die sich in ihren Studien in den 1930er Jahren mit Einwanderungsstädten wie Chicago befasst haben, bezeichnen die Stadt als ein Mosaik kleiner Welten. Stadtmenschen können, so ihre Theorie, leicht und schnell von einem Milieu in ein anderes wechseln und so – zumindest experimentell – in mehreren benachbarten und zugleich weit getrennten Welten leben. Dies gehöre zum Stimulus städtischen Lebens, zu den faszinierenden Erfahrungsmöglichkeiten. Würden solche Gelegenheiten beseitigt, verlöre eine Stadt ihre Attraktivität – insbesondere für jüngere Menschen. Ein interessanter Gedanke, der auch zur aktuellen Diskussion über die Attraktivität von Städten passt.<sup>1</sup>

Was ermöglicht und fördert dieses Leben und Erleben von Vielfalt in den Städten und Quartieren? Für mich ist eine wichtige Voraussetzung für eine fruchtbare Wirkung von Vielfalt die *Toleranz*. Toleranz ist eine schwierige Haltung, die viel vom Einzelnen verlangt und vor allem ein Nachdenken über verbindende und verbindliche Werte und Normen für unser Zusammenleben erfordert. Denn ohne das ist keine soziale Gemeinschaft denkbar. Bielefeld wird durch ganz unterschiedliche Menschen geprägt. Unsere Aufgabe ist, allen eine Heimat zu bieten, den Alteingesessenen genauso wie den Studierenden, den Menschen mit Behinderungen in Bethel oder den Zuwanderern.

<sup>1</sup> Vgl. Park, R. E. & E. W. Burgess (eds.) (1925): *The City. Suggestions for Investigation of Human Behaviour in the Urban Environment* (Reprint 1984). Chicago, London. Eine ausführliche Diskussion zur Quartiersforschung findet sich in: Schnur, Olaf (Hrsg.): *Quartiersforschung zwischen Theorie und Praxis*, Wiesbaden 2008.

Über Heimat wurde hierzulande bis in die 90er Jahre kaum gesprochen. Das Wort war in Folge der nationalsozialistischen Vergangenheit ein Tabu. Das hat sich geändert. „Heimat ist das, was Jugendliche zu finden suchen, deren Eltern nicht als Deutsche geboren worden sind. Weil ihnen dieses Gefühl fehlt, mithin das Empfinden, zuhause zu sein“, sagt die Frankfurter Integrationsdezernentin Nargess Eskandari-Grünberg. Das aber sei wichtige Voraussetzung dafür, dass sich Jugendliche für die Stadt (...) mitverantwortlich fühlen<sup>2</sup>.

Heimat und Identifikation – erst deren Mangel macht deutlich, welche Funktion sie für eine Stadtgesellschaft in Gegenwart und Zukunft haben. Das zeigen auch die Ergebnisse stadtsoziologischer Forschungen zum demographischen Wandel: Ohne Integration keine Heimat für alle. Wer Heimat möglich machen will, muss offen sein für andere, neue Lebensformen, neue Formen miteinander zu leben. Dies ist eine der Aufgaben, denen sich Bielefeld im Blick auf das Jahr 2050 stellen muss.

Eine zweite wichtige Grundlage der Entwicklung der Stadt ist *Gerechtigkeit*. Zunächst ist Gerechtigkeit unstrittig, alle sprechen sich dafür aus. Schwieriger ist es allerdings, Gerechtigkeit zu definieren. Aber angesichts der demographischen und ökonomischen Entwicklung mit ihren Folgen für die Menschen und besonders für die Kinder gewinnt dieses Thema an Bedeutung, so dass wir uns bei der Frage der Stadtentwicklung stärker damit befassen müssen, wie auch der aktuelle Bericht über die soziale Situation der Menschen in Bielefeld zeigt. Denn in schrumpfenden Städten zeigt sich schon heute eine deutliche Polarisierung von Lebenslagen, -bedingungen und -formen. Segregation in Städten ist nichts Neues, aber durch den demographischen Wandel wird sich diese Situation noch stärker zuspitzen. Deswegen müssen wir in Bielefeld bei der Stadtentwicklung dafür sorgen, benachteiligte Stadtteile mit ihren Kindertagesstätten und Schulen besonders zu fördern<sup>3</sup> – auch weil Bildung für Kinder und Jugendliche in Zeiten demographischer Veränderungen immer wichtiger wird und darüber entscheidet, ob ein Mensch die Voraussetzung zur Verwirklichung der eigenen Lebenspläne erwirbt<sup>4</sup>.

Es gibt noch einen weiteren Grund, warum wir uns stärker für Bildung und Ausbildung der jun-

gen Generation einsetzen sollten: Bessere vorschulische und schulische Bildung ist in Folge des demographischen Wandels auch deswegen notwendig, weil bis zum Jahr 2020 die Kinderzahlen in Bielefeld um mindestens 15 Prozent und bis zum Jahr 2050 um mindestens 20 Prozent sinken werden. Schon heute machen Wirtschaftsvertreter auf den Fachkräftemangel in einigen Industriebereichen aufmerksam. Dieser Trend wird sich angesichts niedriger Geburtenzahlen weiter verschärfen. Deswegen ist es umso wichtiger, unsere Nachwachsenden gut auszubilden und ihnen die Möglichkeit zu geben, ihr Potenzial zu entfalten. Dieses Potenzial kann auch eine Stadt wie Bielefeld nutzen, um für Unternehmen interessant zu sein und damit eine erfolgreiche Ansiedlungspolitik zu befördern – eine gute Investition in die Zukunft. Dass die Strategie erfolgreich ist, belegt die Studie des Berlin-Instituts über die demographische Entwicklung in Europa: Die besten Bewertungen erhalten Länder und Regionen mit relativ stabiler demographischer Struktur, gutem Bildungsstand und beeindruckenden Beschäftigungsquoten – auch bei älteren Menschen. Es geht also auch darum, das Erfahrungswissen der Älteren in der Arbeitswelt besser zu nutzen. Für Bielefeld bedeutet dies, die Weiterbildungsmöglichkeiten für Ältere zu verbessern.

Meine Aufgabe liegt vordringlich darin, die Chancen des demographischen Wandels für alle Menschen in Bielefeld ins Bewusstsein zu rücken. Mein Wunsch ist, dass sich möglichst viele Bürgerinnen und Bürger an der Zukunftsgestaltung beteiligen und sich einmischen in Stadtteilkonferenzen, Zukunftswerkstätten, Planungszellen oder Bürgerschafts-Foren: *Bielefeld als Bürgerstadt*.

Auch dieses Heft soll dazu beitragen, ganz unterschiedliche Menschen einzubinden. Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Senioren, bekannte und weniger bekannte Persönlichkeiten, Familien und Zugewanderte haben die Möglichkeit bekommen, ihre Vorstellungen und Wünsche an die Zukunft zu formulieren. Außerdem bereichern drei Gastautoren bzw. Autorinnen das Bild mit einem Blick von außen. Mit diesem Heft ist ein weiterer Schritt getan, Ideen und Vorstellungen, Wünsche und Hoffnungen der Bürgerinnen und Bürger Bielefelds kennen zu lernen, um eine „Zukunft für alle“ zu gestalten.

<sup>2</sup> vgl. „Heimat, die wir meinen“ von Jürgen Schultheis, *Frankfurter Rundschau* vom 05.02.09  
In diesem Artikel wird über die Studie „Frankfurt für Alle“ berichtet, die das Architektur-Büro Albert Speer mit Unterstützung der Wirtschaft für die Stadt Frankfurt erarbeitet hat.

<sup>3</sup> Demographiebericht 2008 – Eine Bilanz mit Perspektive“; in: „Zukunft Stadt – Demographischer Wandel in Bielefeld“. Hrsg.: Stadt Bielefeld, Bielefeld 2009.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu auch John Rawls. *Der Philosoph und Politikwissenschaftler hat eine Konzeption der „Gerechtigkeit als Fairness“ entwickelt, die er in „A Theory of Justice“ (1971) in systematischer Ausführlichkeit entwickelt hat.*

# WIR WERDEN WENIGER

## Information zur Bevölkerungsentwicklung

Bereits seit den 70er Jahren sind in Bielefeld weniger Geburten als Sterbefälle zu verzeichnen. Zwar steigen die Geburten seit 2006 wieder leicht an, allerdings auf einem insgesamt niedrigen Niveau. 2008 wurden 2.936 Neugeborene in Bielefeld gemeldet, 3.769 Einwohner sind gestorben. Bislang konnte diese Entwicklung weitgehend durch Zuwanderung ausgeglichen werden. Seit dem Jahr 2003 ist jedoch auch in Bielefeld ein Bevölkerungsrückgang zu verzeichnen. Von 2005 bis 2008 ist die Einwohnerzahl um 1,2 Prozent gesunken. Auch kurzfristige Anstiege dürfen nicht als gegenläufige Entwicklung interpretiert werden. So ist in den Jahren 2003 und 2004 die Bevölkerung Bielefelds sprunghaft gestiegen. Dies ist allerdings in Zusammenhang mit der Einführung der Zweitwohnsitzsteuer im Jahr 2002 zu sehen. Als Folge haben ca. 5.000 Menschen ihren Zweit- gegen einen Hauptwohnsitz getauscht.

In den Stadtbezirken sieht die Bevölkerungsentwicklung von 1997 bis 2007 wie folgt aus: Zuwächse gab es in Stieghorst (+1.888), Heepen (+1.595), Jöllenbeck (+1.184), Brackwede (+591) und Dornberg (+211). Demgegenüber hatten die Stadtbezirke Gadderbaum (-855), Senne-stadt (-813), Mitte (-571), Senne (-180) und Schildesche (-7) im gleichen Beobachtungszeitraum Bevölkerungsverluste hinzunehmen. Ursachen für diese Entwicklung werden vor allem im Wohnungsbau und der Altersstruktur der Stadtbezirke gesehen.

Eine interdisziplinäre Forschungsgruppe der Universität Bielefeld geht davon aus, dass die Einwohnerzahl in Bielefeld bis zum Jahr 2045 von gegenwärtig 325.582 Einwohnern auf circa 283.000 Einwohner sinken wird.<sup>1</sup> Entscheidend ist, dass sich der Bevölkerungsrückgang so schnell nicht umkehren lässt. Die zukünftige Entwicklung ist bereits weitgehend durch den gegenwärtigen Altersaufbau der Bevölkerung vorgeschrieben.

Statistische Informationen zu weniger, älter, bunter von Katharina Thalheim

<sup>1</sup> Vgl. Bevölkerungsprognose „2002“ (Basierend auf Daten des Bielefelder Amtes für Stadtforschung, Statistik und Wahlen)



*Claudia Wallner, Dr. phil, Praxisforscherin und Autorin; freiberufliche Referentin, arbeitet seit 20 Jahren im Feld der sozialen Arbeit vor allem in der Kinder- und Jugendhilfe, beschäftigt sich u.a. mit Fragen der Geschlechtergerechtigkeit. Veröffentlichungen zu den Themen Mädchenforschung, geschlechtergerechte Kinder- und Jugendhilfe, Gender Mainstreaming. Weitere Informationen unter [www.claudia-wallner.de](http://www.claudia-wallner.de)*

## *Sind die Frauen schuld?*

*Ein Gastbeitrag von Dr. Claudia Wallner*

Wir werden immer weniger – das ist zunächst einmal eine wertfreie Zustandsbeschreibung. Weniger Menschen kann bedeuten, mehr Platz für die Einzelnen, keine Warteschlangen mehr, Arbeitsplätze für alle, besserer Service, Kinderbetreuung für alle, die das wollen etc. Aber so einfach ist die Sache dann doch nicht, denn weniger Menschen bedeutet eine Alters- und Quantitätsverschiebung in Richtung nicht Erwerbstätiger und damit einen deutlichen Rückgang derer, die heute die Sozialsysteme füttern.

Weniger werden bedeutet zum Beispiel auch, dass die nachwachsenden Generationen deutlich besser qualifiziert sein müssen als bisherige Generationen, soll der Bedarf des Arbeitsmarktes abgedeckt werden. Und deutlich besser bezieht sich sowohl auf die Bildungsqualität der einzelnen Mädchen und Jungen als auch auf den Bildungsstand pro Jahrgang insgesamt. Ein Mitarbeiter der finnischen Schulbehörde drückte dies vor einigen Jahren auf einem Schulkongress in Berlin so aus: Wir in Finnland sind zu wenige, um auch nur ein Kind auf dem Bildungsweg zurück zu lassen. Wir brauchen jedes Kind und müssen jedes Kind bestmöglich fördern, um als Gesellschaft überleben zu können.

Ein weiterer Aspekt der Diskussion um das weniger Werden beleuchtet die Frage, warum in unse-

rem Land immer weniger Kinder geboren werden. Die Antworten auf diese Frage führen uns wieder tief in die Geschlechterdebatten zurück, wer hätte das erwartet!

2003 veröffentlichte das Bundesministerium für Familie, Soziales, Frauen und Jugend ein Gutachten über „nachhaltige Familienpolitik im Interesse einer aktiven Bevölkerungsentwicklung“. Darin stellen Bert Rürup und Sandra Gruescu aus ihrer Sicht dar, warum zu wenige Kinder geboren werden. Richtig, die Frauen sind schuld! Der Geburtenmangel sei „in erster Linie dem hohen Anteil kinderloser Frauen geschuldet“. Das Autorenteam entwickelt ein Konzept nachhaltiger Familienpolitik, das zum Ziel haben soll, den zu erwartenden Arbeitskräftemangel durch gezielte Maßnahmen abzumildern. Ergebnis ihrer zentralen Analyse: Zu viele Frauen bekommen keine Kinder, und unsere Gesellschaft braucht mehr qualifizierte Arbeitskräfte und somit mehr Kinder. Und da die Mehrzahl der Männer bereits Vollzeit arbeitet und gleichzeitig angibt, dass sie dies auch perspektivisch weiterhin so wünschen, werden die anstehenden Familien-Aufgaben den Frauen angelastet: Die Bevölkerungsschrumpfung soll dadurch aufgehalten werden, dass mehr Frauen Kinder bekommen und dies soll dadurch erreicht werden, dass mehr Teilzeitstellen und Kinderbetreuung zur Entlastung der Frauen zur

Verfügung gestellt werden, damit sie gleichzeitig mehr als bisher dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen. Das hört sich zunächst nach einem guten Frauenförderprogramm an, zumal sich viele Frauen tatsächlich wünschen, bessere Vereinbarkeitsoptionen von Beruf und Familie vorzufinden und nach der Geburt ihrer Kinder früher in den Beruf zurückzukehren.

Hinter diesem Konstrukt steht jedoch fehlende Gleichberechtigung und die Weiterführung eines klassischen Familienkonzepts, das Kinder selbstverständlich und ausschließlich den Frauen zurechnet. Ein Plan, der die Männer wunderbar entlastet und von allen Verpflichtungen befreit. Dazu sagt Jan Hoem, Direktor am Max-Planck-Institut für demographische Forschung in Rostock: „Man kann nicht die Geburtenrate ändern, indem man nur einen Parameter in der Politik ändert“. Und Hans Bertram, einer der renommiertesten Familienforscher in Deutschland geht noch einen Schritt weiter. Er fordert, die Fürsorgearbeit endlich auf beide Schultern zu verteilen: „Zwang üben wir heute auf Frauen aus. Solange wir Fürsorge als weiblich und freiwillig definieren, stecken wir in einer Falle. Männer müssen die gleichen Leistungen erbringen wie Frauen. Also müssen wir nun die Männer zwingen, fürsorglich zu sein. Solange wir die Männerrolle nicht umdefinieren, werden wir das Dilemma nicht lösen.“ Gleichzeitig weist Bertram darauf hin, dass die Grundanalysen des Gutachtens von Rürup und Gruesco so zu kurz sind: Die Geburtenrate in Deutschland stagniere nicht erst jetzt, sondern bereits seit 1970. Auch bestehe die Veränderung nicht in einem steigenden Anteil kinderloser Frauen, sondern eher darin, dass pro Familie weniger Kinder geboren werden. Und unter den kinderlosen Akademikern seien es nicht die viel kritisierten Frauen - männliche Akademiker blieben öfter kinderlos als ihre Kolleginnen.

Die Demographiedebatte wird in meinen Augen oft genutzt, um tradierte Rollenzuschreibungen weiterzuführen. „Wir werden immer weniger“ wird als Schuldzuschreibungen den Frauen angelastet, was wenig zielführend ist. Eine gesellschaftspolitische Diskussion über die zu erwartende Bevölkerungsreduktion sollte sich vielmehr auch mit Fragen nach den wirklichen Ursachen in unserem Land befassen, sich über einen neuen Generationen- und Geschlechtervertrag Gedanken machen und über neue Formen des Verhältnisses von Erwerbsarbeit und Sorgearbeit für

Männer und für Frauen nachdenken. Mein Fazit: Ohne eine Modernisierung der Geschlechterverhältnisse und ohne grundlegende Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt wird das Problem sinkender Geburtenraten und eines Bevölkerungsrückgangs nicht in den Griff zu bekommen sein – auch, wenn sich das so manch einer anders wünscht.

#### **Literatur**

- Allmendinger, Jutta u. a.: Frauen auf dem Sprung. Die Brigitte-Studie 2008. Hamburg 2008*  
*BMFSFJ (Hg.): Nachhaltige Familienpolitik im Interesse einer aktiven Bevölkerungsentwicklung. Gutachten von Bert Rürup und Sandra Gruescu. Bonn 2003*  
*Von Thadden, Elisabeth: Wir müssen die Männer zwingen. Die Zeit 09/2001 [http://www.zeit.de/2001/09/Wir\\_muessen\\_die\\_Maenner\\_zwingen?page=1](http://www.zeit.de/2001/09/Wir_muessen_die_Maenner_zwingen?page=1)*  
*Schwentker, Björn: Der Ernährer hat ausgedient. Die Zeit vom 29.6.2006 <http://www.zeit.de/2006/27/Demografie-4>*



*Marcel Uka ist Jahrgang 1996 und geht in die 6. Klasse der Realschule Jöllenbeck. Er spielt mit großer Leidenschaft Fußball beim TuS Union Vilsendorf, ist Arminia-Bielefeld-Fan und gehört zu den „Arminis“. Er sagt „Fußball ist nun mal mein Leben“.*

## ***2020 – Rapper von Aggro Berlin***

*Ein Beitrag von Marcel Uka*

### **Zukunftsversion 1**

Mein Leben 2020: Ich bin 24 Jahre alt. Und ich bin ein Rapper von Aggro Berlin. Ich stelle mir die Welt eigentlich gut vor, weil ich mir dann Sachen selber kaufen kann. Ich habe zwei Kinder und eine Frau. Ich verdiene pro Sekunde 8 Cent und im Monat 1 Million oder so. Ich wohne in einer riesigen Villa. Aber deutscher Rap ist auch in New York berühmt, deswegen ist unser zweites Lager in New York und manchmal in Berlin. In New York und Berlin habe ich eine Villa. Ich gebe auch regelmäßig Konzerte. Die Fans lieben Aggro Berlin! Im Moment ist unser aktuelles Lied „Fette Goldkette“! Das ist im Moment auf Platz 1 in allen Charts. An ein paar Tagen treffe ich mich noch mit Kumpels. Morgen gebe ich ein Konzert in meiner alten Heimatstadt Bielefeld.

### **Zukunftsversion 2**

Wenn ich erwachsen bin, dann möchte ich heiraten und zwei Kinder haben. Ich würde am liebsten für meine eigene Familie ein Haus bauen. Wohnen möchte ich in Bielefeld, weil ich hier am liebsten Profi-Fußballer bei Arminia Bielefeld werden möchte. Meine Frau ist auch berufstätig, und unsere Kinder sollen in einen Kindergarten gehen können bis nachmittags. Wenn sie in die Grundschule gehen, dann sind sie auch nachmittags da, weil wir ja beide arbeiten. Wenn ich mal alt bin, möchte ich gerne bei meinen Kindern wohnen. Am liebsten in einem Haus mit meinen Kindern und ihren Kindern.



*Merle Godejohann ist Jahrgang 1993 und geht in die 10. Klasse des Max-Planck-Gymnasiums. In ihrer Freizeit klettert sie gerne, sie macht Musik, spielt Klarinette und engagiert sich in der evangelischen Jugend als Teamerin in einer Kindergruppe und Betreuerin bei Konfirmanden-Freizeiten.*



## *Vieles kann man noch gar nicht planen*

*Ein Beitrag von Merle Godejohann*

Zukunft. Was ist Zukunft eigentlich? In einem bin ich mir sicher: Zukunft ist etwas sehr subjektives. Als Kleinkind gibt es gar keine Zukunft, man lebt den Moment und macht sich weder Gedanken über das, was als nächstes passieren wird, noch über das, was in den vergangenen Tagen war. Im Grundschulalter fängt man an sich Gedanken zu machen: Was mache ich morgen? Wie wird der nächste Urlaub oder die nächste Klassenarbeit?

Das ist allerdings nicht meine derzeitige Vorstellung von Zukunft. Zukunft ist für mich vielmehr die Zeit, von der ich jetzt noch nicht weiß, wie sie sein wird, die Zeit, die ich mir noch nicht vorstellen kann, weil zu viele Dinge auf diese Entwicklungen Einfluss haben. Noch habe ich mich beispielsweise schulisch wenig „spezialisiert“, das kommt erst in Klasse 11, und keiner kann mir jetzt sagen, welche Kurse ich tatsächlich belegen kann, wie ich damit weiterkomme, was für ein Abi ich machen werde und in wie weit ich selbst entscheiden kann, was ich in welcher Stadt studiere.

Von außen wird durch zentrale Prüfungen, Straf- fang des Lehrplans und befristete Arbeitsstellen immer mehr Druck aufgebaut. Man wird gefordert sich anzustrengen, um in der zunehmenden Leistungsgesellschaft anerkannt zu sein. Doch wie bereits erwähnt, kann man vieles noch gar nicht planen, denn wer weiß heute schon, wie sich die

Berufswelt entwickelt, welche Berufe zukunfts- fähig sind und welche nicht? Durch neue Tech- nologien hat sich viel verändert, und es werden sicherlich weitere Veränderungen folgen. So habe ich das Gefühl, dass es manchmal vorteilhaft wäre, mich nur in naher Zukunft zu sehen, so wie ich es früher gemacht habe, im Kindergarten oder in der Grundschule, und mir nicht so viele Gedanken über das was kommen wird zu machen. Doch ich frage mich, wie meine Zukunft aussehen wird, ob ich Kinder haben werde und wie Kinder mit dem Beruf zu vereinbaren sind.

Zukunft ist in unserer heutigen Gesellschaft eher negativ konnotiert. Ständig wird die Zukunft in Zusammenhang mit kommenden Schwierigkeiten gebracht. Sei es, wenn über den Klimawandel ge- redet wird, über die künftige Energieversorgung oder über die Folgen von Geburtenrückgang und Überalterung. Diese prognostizierten Entwick- lungen werden meine Zukunft wohl beeinflussen und vielleicht sind meine Wünsche und Träume für die- se Zeit nicht zukunfts-fähig. Dann werde ich mich in Spontaneität und flexiblen Handeln üben müssen und mir Gedanken darüber machen, wie ich mein Leben unter diesen neuen Voraussetzungen mei- nen Vorstellungen entsprechend gestalten kann. Ich bin gespannt, wie sich mein Leben verändern wird, wie bzw. wo ich im Jahr 2030 oder 2050 lebe und wie sich unsere Gesellschaft entwickelt.



von links nach rechts:  
oben: Benjamin Mertens (25), Mariella  
Löllmann (19), Christian Ziebertz (19)  
unten: Lena Zimmermann (18), Benjamin  
Schatte (20), Sophia Dittrich (18)

## „Kinder? Vielleicht ...“

### Ein Interview mit Schülerinnen und Schülern des Oberstufenkollegs Bielefeld

Erst einmal Abi, und dann? Studieren, ins Ausland gehen oder eine Lehre machen? Sophia Dittrich (18), Christian Ziebertz (19), Mariella Löllmann (19), Benjamin Mertens (25), Benjamin Schatte (20) und Lena Zimmermann (18) vom Oberstufenkolleg Bielefeld diskutieren über ihre Erwartungen an das Leben.

#### Denkt ihr über die Zukunft nach, und wie weit reichen die Gedanken?

**Benjamin M.:** Bei mir momentan bis zum Studium. Ich wehre mich dagegen darüber nachzudenken, wie es mit der Rente aussieht oder wie ich mich später finanzieren will. Ich bin jetzt 25 Jahre alt und in der 12. Jahrgangsstufe. Wenn ich mir klar machen würde, wie viele Lücken ich jetzt schon in meinem Lebenslauf habe, lege ich mir nur Hindernisse in den Weg.

**Mariella:** Mich beschäftigt, was gerade passiert. Was mache ich nach dem Abi? Will ich ins Ausland, will ich studieren? Ich habe gar nicht die Zeit zu fragen, was in zehn Jahren ist.

**Lena:** Bis vor zwei Jahren hatte ich noch keine Vorstellung, was nächste Woche passiert. Ich wollte die Schule abbrechen. Dann kam ich aufs Oberstufenkolleg, und jetzt mache ich Abi. Ich finde es total cool zu gucken, wo ich hin will. Ich kann selbst entscheiden, es ist eine unglaubliche Freiheit!

**Christian:** Ich habe schon einige Schnupperpraktika gemacht. Aber es ist schwierig zu entschei-

den, wie ich später leben will. Diese Gedanken verschiebe ich oft auf später.

#### Habt ihr schon konkrete Berufsvorstellungen?

**Lena:** Ich möchte Hebamme werden und versuche einen Ausbildungsplatz zu bekommen.

**Benjamin Sch.:** Bei mir tendiert es Richtung Medizin, aber das verwerfe ich wahrscheinlich noch mal, wenn ich das Abi habe.

**Sophia:** Ich weiß genau, was ich nicht machen will, alles andere ist offen. Diese Entscheidung ist so groß und bedeutsam! Es ist beängstigend, sich zu entscheiden und das dann durchzuziehen. Im Alter will ich ja sagen können: Es war die richtige Entscheidung.

**Lena:** So festgelegt sehe ich das nicht. Selbst wenn ich jetzt eine Ausbildung zur Hebamme mache, kann ich doch immer noch eine Tischlerlehre anfangen, Goldschmiedin werden oder studieren. Ich wehre mich gegen dieses zielgerichtete in die Zukunft Planen. Das ist doch ein Prozess. Ich will für mich darauf achten, dass ich nicht immer in der Zukunft lebe, sondern in dem Moment, wo ich gerade bin.

**Mariella:** Gut, aber dann bist du auf einmal 25 Jahre alt, und es gibt kein Kindergeld mehr oder kein BaFöG. Dann hast du viele Träume und wirst doch eingeholt von der Realität, und es heißt: Hey, du musst dich aber entscheiden. Du hast gar nicht mehr so viele Möglichkeiten.





### Spürt ihr Leistungsdruck?

**Christian:** Als Jugendlichen wird einem ständig gesagt, dass man was leisten muss. Es heißt ja auch, dass unsere Zukunftsperspektiven heute viel schlechter sind als für Jugendliche früher. In den Medien hört man immer wieder Schlagworte wie „Generation Praktikum“. Das macht mir in gewisser Weise Angst. Ich möchte gerne so unbesorgt weiter leben wie bisher, darum mache ich mir auch keinen Plan fürs Leben.

**Benjamin M.:** Es gibt Wunsch und Wirklichkeit, und die Frage ist: Was traue ich mich? Mein Wunsch ist, Lite-

raturwissenschaften zu studieren und Autor zu werden, kreativ zu sein. In Wirklichkeit sage ich mir: Werde doch lieber Übersetzer. Ich nehme den angepassteren, besser bezahlten, zukunftssicheren Job. Meine Hoffnungen werden schon ein bisschen penetriert durch diesen Druck.

**Christian:** Die ökonomische Verwertbarkeit des Menschen steht immer stärker im Vordergrund. Egal welche Berufs- oder Studieninformations-Veranstaltung, ständig heißt es: Plant eure Zukunft gut. Nutzt eure Chance, es sind noch viele andere da. Indien und China kommen. Da wird einem richtig Panik gemacht. Die einzige Möglichkeit für mich ist zu sagen: Ich mache trotzdem das, wozu ich Lust habe und schaue, ob ich damit durchkomme. Sonst werde ich völlig entmutigt und würde mich in mein Bett verkriechen. Aber gleichzeitig ist diese Stimme im Kopf, oder die Eltern sagen: Nee, mach nicht Architektur, sondern lieber Jura. Das ist handfest. Das ist sicherer.

### Was macht euch Angst, wenn ihr an die Zukunft denkt? Habt ihr zum Beispiel Angst vor Arbeitslosigkeit?

**Sophia:** Nein. Ich habe viel mehr Angst davor etwas zu machen, was mir nicht gefällt. Wo ich nicht drin aufgehe.

**Lena:** Ich will da nicht so pessimistisch rangehen. Das wird sich alles fügen. Wenn es mit der einen Sache nicht klappt, dann mache ich eben etwas anderes. Ich kenne so viele Freunde, die haben die Schule oder Ausbildung abgebrochen, aber das sind alles tolle Menschen. Klar schockt es mich, wenn ich in der Bewerbung einen lückenlosen Lebenslauf angeben muss. Bis jetzt habe ich ihn noch, aber er wird nicht lückenlos bleiben. Aber ich glaube, ich kann auch ohne lückenlosen Lebenslauf ein gutes Leben haben.



**Mariella:** Die Menschen, die ich bewundere, haben oft erst über Umwege eine Arbeit gefunden, mit der sie glücklich sind. Die machen, was sie mögen, auch wenn sie nicht so viel Geld verdienen. Klar ist der Abschluss wichtig, aber es ist okay, wenn man Kurven geht.

**Christian:** Menschen mit Brüchen im Lebenslauf finde ich meistens interessanter. Fast alle meine guten Freunde haben solche Lebensläufe. Ich kenne durch meine Eltern auch viele, die haben tolle Schulen besucht, studiert und machen jetzt beruflich coole Sachen, aber die sind nie aus dieser Bildungsbürgertums-Ausbildungs-Maschinerie herausgekommen. Das merkt man denen wirklich an. Die haben mir auch menschlich viel weniger zu erzählen als Leute, die vielleicht kein Abi haben, aber dafür was erlebt haben. Menschlich finde ich das sowieso sympathischer, aber gesellschaftlich kommt es auf Noten, Abschlüsse, Praktika an. Eben auf den tollen lückenlosen Lebenslauf.

**Sophia:** Und dieser Trend verschärft sich, das ist ganz eindeutig. Das Abi wird verkürzt, es gibt Studiengebühren, das geht alles in die gleiche Richtung.

### Wenn ihr jetzt mal 10, 20 Jahre in die Zukunft blickt und ihr seid immer noch in Bielefeld...

(Allgemeines Lachen und Kopfschütteln) Nee.

### Was muss denn passieren, damit Bielefeld für euch attraktiver wird?

**Christian:** Mal abgesehen vom schlechten Wetter, diese Stadt hat so wenig öffentliche Plätze, es gibt zu viel Beton, zu viel Grau. Man müsste diese betonlastige Atmosphäre aufbrechen und durch eine schönere Architektur auflockern. Und endlich mal diesen Kesselbrink verändern und da einen Park anlegen.

**Mariella:** Es gibt schöne Ecken in Bielefeld, zum Beispiel den Siegfriedplatz, aber es müsste mehr davon geben.

**Lena:** Und die vielen Autos in der Stadt! Ich wünsche mir weniger Verkehr.

### Wie sieht es mit gesellschaftlichen Veränderungen aus? Erlebt ihr im Alltag Auswirkungen des demographischen Wandels?

**Benjamin Sch.:** Man merkt schon, dass es einen größeren Ausländeranteil gibt. Es gibt mehr ausländische und deutsche Jugendliche, die sich produzieren müssen, aus welchem Grund auch immer. Am Oberstufenkolleg klappt das miteinander gut, aber an meiner alten Schule war

es nicht so. Da habe ich eher Abgrenzung statt Integration erlebt.

### Wie könnten Migranten denn besser in die Gesellschaft integriert werden?

**Sophia:** Ich glaube, dass es bald gar nicht mehr so große Unterschiede gibt. Durch die Globalisierung wird der Begriff Ausländer viel schneller als wir denken neu verstanden.

**Mariella:** Mich beschäftigt viel stärker das Thema Respekt. Ich finde es schade, dass es weniger gegenseitigen Respekt gibt, Respekt vor älteren Leuten zum Beispiel. Das erlebe ich auch am Oberstufenkolleg. Als ich in die 5. Klasse ging, fand ich die 11-er oder 12-er total cool. Heute sagen mir die Kleinen in der Cafeteria schon: Hey, mach mal Platz da. Das hätte ich mich früher nie getraut. Das hat sich echt verschoben. Gegenseitiger Respekt ist wichtig.

### Ist Familie für euch ein Thema?

**Mariella:** Ich will auf jeden Fall ein Kind, aber ich empfinde es auch als eine ziemliche Verantwortung, gerade wenn ich an die Probleme denke, die auf die Gesellschaft zukommen, Klimawandel zum Beispiel. Am Oberstufenkolleg haben wir den Kurs „Lebenskunst und Entfremdung“. Da haben wir überlegt: Was bedeutet für dich Glück und was siehst du am Ende deines Lebens? Wirklich jeder in dem Kurs hat gesagt: Ich will Kinder haben und zurückblicken können und glücklich sein. Da haben Kinder für jeden eine Rolle gespielt.

**Sophia:** Ich war letztes Jahr in dem Kurs, und da hat knapp die Hälfte der Leute gesagt, sie brauchen keine Kinder dafür, um glücklich zu sein.

**Benjamin Sch.:** Ich will erst einmal eine gesicherte finanzielle Grundlage haben, einen festen Job, in dem ich gut bin, damit ich einem Kind was bieten kann. Abzurutschen aus der Mittel- oder Oberschicht, das wäre für mich tragisch.

**Benjamin M.:** Ich kann diese Panik vor dem Geburtenrückgang nicht nachvollziehen. In meinem Umfeld erlebe ich, dass Paare heiraten und

Kinder geboren werden. Die Gesellschaft wird weiter existieren. Was man aber schon sagen kann ist, dass die Menschen länger leben.

### Gibt es da Berührungspunkte, z.B. mit Großeltern, die pflegebedürftig sind?

**Mariella:** Wir haben meinen Opa in der Familie gepflegt, alle zusammen, weil wir das wollten. Meine Eltern sind berufstätig, und da haben auch meine Schwester und ich mitgemacht, das war okay.

### Wenn ihr einen Wunsch frei habt, was soll sich in eurer Zukunft auf jeden Fall erfüllen?

**Lena:** Ich will sagen können: Ich habe voll und ganz gelebt und habe nichts gemacht, was mir sinnlos erschien. Ich möchte nicht sinnlos gelebt haben.

**Benjamin M.:** Ich will definitiv nicht alleine sein. Ich muss nicht unbedingt heiraten, aber ich will mit einem Partner glücklich leben. Ob ich Kinder haben will, weiß ich nicht genau. Auf jeden Fall will ich mein Potenzial ausschöpfen. Also wenn ich denke, ich habe kreatives Potenzial zum Schreiben, dann will ich etwas davon geschafft haben, sonst würde ich immer denken, irgendetwas fehlt und wurde nicht erledigt.

**Sophia:** Ich will mein Potenzial erst einmal entdecken.

**Benjamin Sch.:** Ich wäre zufrieden, wenn ich anderen Leuten helfen kann, wenn ich die glücklich gemacht habe. Im Alter möchte ich nicht alleine sein. Kinder? Vielleicht.

**Christian:** Familie kann ich mir schlecht vorstellen. Ich möchte weiter in Wohngemeinschaften leben mit anderen Leuten, die vielleicht Kinder haben. Ich wünsche mir einen relativ freien Beruf, wo ich nicht einen geregelten Arbeitsalltag habe, der mich nervt.

**Mariella:** Ich will weiterhin den Mut haben, das zu machen, was ich machen will. Und dabei möglichst nicht asozial sein.

### Asozial heißt für dich?

**Mariella:** Ich will nicht rücksichtslos sein, aber trotzdem das machen, was ich will. Dass ich mich das traue.



*Dr. Marlene Müller, Jahrgang 1947, unterrichtet seit 1986 am Oberstufen-Kolleg Bielefeld die Fächer Gender-Studies, Deutsch und Englisch. Von 1994 und 1997 lehrte sie an der Columbia University New York, wo sie Zusatzausbildungen in Gestalt- und Trauma-Therapie abschloss.*



## *Raum für Neugier*

### *Ein Beitrag von Dr. Marlene Müller*

Erfahren Lernende heute mehr Leistungsdruck als frühere Generationen, oder müssen sie genauso balancieren zwischen Wünschen, Hoffnungen und dem, was wie deren Gegenteil aussieht – Vernunft und Absicherung?

Wie können Schulen auf Zukunft vorbereiten?

Das Gespräch mit den Kollegiatinnen und Kollegiaten des Oberstufen-Kollegs macht deutlich, wie wichtig ihnen Persönlichkeitsentwicklung ist. Sie wollen ihr Potenzial entfalten; finden Andere mit biografischen Umwegen interessant; möchten tun, was ihnen etwas bedeutet, ob es einen Markt dafür gibt oder nicht. Eine Voraussetzung für gelungene Balance zwischen eigenen Zielen und Anpassung an Außenbedingungen enthält der Beitrag: „Ich will nicht rücksichtslos sein, aber trotzdem machen, was ich will. Dass ich mich das traue.“

Vertrauen auf eigene Möglichkeiten gehört nicht zum Bestand dessen, was ich für später brauche, sondern ist Voraussetzung für Lernen.

Eine Studie des Oberstufen-Kollegs zu Heterogenität zeigt, dass KollegiatInnen das Lernklima als gut bezeichnen, weil sie mit Lehrenden Kommunikation auf Augenhöhe erleben und Achtung unabhängig von Lernerfolg erfahren sowie Achtung untereinander, die nichts zu tun hat mit Äußerlichkeiten wie Kleidung.

Was ist auf dieser Basis guter Unterricht?

Man erkennt ihn an wachen, präsenten Lernenden. Nicht, weil Lehrende Schlafende wecken müssten: Lernen ist menschlicher Normalzustand. Aber Schulen sind schlechte Orte für Lernen, weil Lernen in Gruppen kein Normalzustand ist. Spontane Neugier wird verdrängt, wenn Fragen abgewiesen werden, die gerade nicht zum Thema passen und Ideen ungehört bleiben, weil Andere auch gehört werden wollen und Lehrpläne unter Zeitdruck setzen.

Wenn das die Motivation schwächt – was stärkt sie?

Vom Thema faszinierte Lehrende wirken bekanntlich ansteckend.

Was da ansteckt, ist ein Zustand, kein Inhalt. Eine Konzentration, die Befriedigung erzeugt, denn sie aktiviert intellektuelle und emotionale Anteile. Sie weckt gute Erinnerungen an eine Zeit, die keine Trennlinie zog zwischen Spielen und Arbeiten: Lernen ohne Angst; Erfahren, ohne gegängelt und beurteilt zu werden - Expeditionen ins Mögliche ohne angezogene Bremse.

Keith Johnstone berichtet in seinem Buch über Improvisationstheater von der Begegnung mit einem als sozial schwierig eingestuften Mädchen. Es brach in Tränen aus, als die Erzieherin ihm im Garten eine „besonders schöne Blume“ zeigte. Als diese sich resigniert abwandte, fragte Johnson das Kind, warum es weine. Die Antwort war:

„Aber alle Blumen sind doch schön!“

Große Teile unserer Sozialisation sind Übereinkünfte über Werturteile, aber dies beständige Urteilen wird uns selten bewusst.

Solche Bewertungen steuern Emotionen; oft werden sie auch von ihnen gesteuert.

Schulen sollten bewussten, achtsamen Umgang mit Emotionen in ihren Kompetenzkatalog aufnehmen. Emotionen im Lernprozess werden aber meist als Gegenteil von Vernunft und als Störung aufgefasst, die Disziplinierung verlangt.

Die Kollegiatinnen und Kollegiaten der Studie schildern unverhoffte Perspektivwechsel: Erfolge bei Aufgaben, die sie widerwillig angingen und überzeugt davon, dies Fachgebiet sei ihre Schwäche, bauten den Widerwillen ab und machten der Neugier Platz. Für zementiert gehaltene Verstehensgrenzen wurden zur Herausforderung. Dann gaben sie sich nicht mehr mit dem Lösen vorgegebener Aufgaben zufrieden und setzten eigene Ziele.

Die dabei erlebte Freude vertreibt den Motivationsmangel. Sie ist Teil von Faszination, und ihr Ansporn setzt intellektuelle wie persönliche Entwicklung in Bewegung.

Für Wissenslücken oder Misserfolge vor Gruppen lächerlich gemacht zu werden, würgt die Freude ab. Niedergemachte Motivation nun mit Konkurrenz als Anreiz aufzubauen ist ein Ersatz, der die Befriedigung ablöst vom eigenen Weiterkommen und ankoppelt an das Versagen des „Verlierers“.

„In mir sind zwei Hunde.

Der eine ist friedlich, der andere aggressiv.

Beide sind immer da.

Welcher von beiden sich regt, hängt davon ab, wie ich sie füttere.“

(Anonymous American Indian Chief)

### **Literatur**

*Boller, Sebastian; Kobusch, Adriane-Bettina; Müller, Marlene; Roether, Silke; Rosowski, Elke; Schneider, Agnes: Heterogenität in der gymnasialen Oberstufe. Möglichkeiten und Grenzen individueller Förderung und schulischer Beratung am Beispiel einer Versuchsschule. Oberstufen-Kolleg Bielefeld, 2008*

*Johnstone, Keith: Improvisation and the Theatre. London 1979 (Methuen Publishing)*

*Katrin Rietenberg, 1981 in Bielefeld geboren, ist Orthopädie-Schumacherin und wohnt mit ihrem Lebenspartner in Sennestadt. In ihrer Freizeit besucht sie gerne Ausstellungen und Museen. Ihre Kreativität setzt sie in Bildern um, Entspannung findet sie beim Lesen. Auch trifft sie sich gerne mit Freunden.*



## *In den Köpfen muss sich etwas ändern*

*Ein Beitrag von Katrin Rietenberg*



Wenn ich an die Zukunft denke, hoffe ich zuerst einmal, dass ich meinen Arbeitsplatz behalte. Seit 2008 arbeite ich in der orthopädischen Schuhmacherei in Bethel. Ich repariere nicht nur Schuhe, sondern bediene auch Kunden. Selbstverständlich ist das nicht, denn ich bin seit der Geburt nahezu gehörlos. Lange Zeit waren Kontakte mit fremden Menschen für mich schwierig, und auch bei Arbeitgebern bin ich immer wieder auf Vorbehalte gestoßen. Für die Zukunft wünsche ich mir darum, dass Vorurteile gegenüber Menschen mit Behinderungen abgebaut werden. Ich hoffe, dass mehr Menschen mit Handicap im Arbeitsalltag integriert werden und sie die gleichen Chancen bekommen wie andere auch.

Ich bin zwar hörgeschädigt, aber ich kann sprechen und gut mit Menschen umgehen. Am liebsten arbeite ich mit den Händen, da bin ich geschickt. Nach der Schule für Hörgeschädigte war für mich darum auch klar: Ich will einen handwerklichen Beruf erlernen. Ich hatte großes Glück und bekam vor zehn Jahren einen Ausbildungsplatz in der orthopädischen Schuhmacherei in Bielefeld-Bethel. Das war schon eine Herausforderung, und zu Anfang gab es auch Verständigungsprobleme. Aber ich habe mich in das Team eingefügt und die Gesellenprüfung bestanden. Dann kam die große Enttäuschung: Der Arbeitsvertrag wurde aus betrieblichen Gründen nicht

verlängert. Ein Jahr lang war ich arbeitslos und habe erfahren, wie schwer es für Behinderte auf dem Arbeitsmarkt ist. Viele Chefs sehen nur das Wort behindert und die Bewerbung wird sofort zur Seite gelegt.

Der Kontakt zu meinem Chef Wolfgang Nitz und seinem Team ist in dieser Zeit nie abgerissen. Seit 2008 arbeite ich wieder in dem Bethel-Betrieb und bin sehr glücklich. Wir sind hier wie eine kleine Familie. Auch die Kommunikation mit Kollegen und Kunden klappt reibungslos. Dank technischer Fortschritte hab ich heute ein sehr starkes Hörgerät, so dass ich problemlos Gespräche führen kann. Außerdem achte ich auf die Lippen und kann viele Worte ablesen.

Ich plane nicht für die Zukunft. Ich weiß ja nicht was passiert. Vielleicht muss ich mir schon bald wieder einen neuen Job suchen oder eine Umschulung machen. Dann wäre schon viel gewonnen, wenn Arbeitgeber vorurteilsfrei sind und mich als Mensch mit Stärken und Schwächen sehen und nicht als Behinderte. Aber da muss sich noch viel in den Köpfen ändern.

*Aufgezeichnet von Silke Tornede*



*Susanne Schaefer-Dieterle, Jahrgang 1954, ist staatlich geprüfte Kommunikationswirtin. Sie ist Fachjournalistin im Bereich Marketing, Werbung, Medien und Inhaberin der Unternehmensberatung ssd Kommunikations-Management, Bielefeld. Von 2002 bis Februar 2009 war sie Präsidentin des Marketing-Clubs OWL Bielefeld e. V. und ist jetzt weiter im Vorstand tätig. Auf Bundesebene ist sie stellvertretende Vorsitzende der ITZ Initiative Tageszeitung.*

## *Karrieren und Familie*

### *Ein Beitrag von Susanne Schaefer-Dieterle*

Weniger. Älter. Bunter. Mit diesen Schlagworten werden die großen gesellschaftlichen Veränderungen der kommenden Jahre beschrieben, die in Bielefeld längst angekommen sind.

Über alles Krisenlamento der letzten Monate hinweg hat sich das Thema Familienfreundlichkeit gehalten. Das betrifft nicht nur den längst überfälligen Paradigmenwechsel in der Familienpolitik der Parteien und der Regierenden. Familie und Kinder sind ein Dauerthema in den Unternehmen geworden. Hier geht es um Frauen wie Männer, die eine Balance zwischen Leistungs- und Lebenszielen suchen.

Die Personalverantwortlichen haben sich längst daran gewöhnt, dass auch junge Männer ihre Karriereziele mit dem Wunsch nach Familie in Einklang bringen wollen. Ellenbogen-Einsatz und Stuhlbein-Sägen haben als unverzichtbares Mittel im Kampf um die nächste Karrierestufe ihre Vorbildfunktion verloren. Viele Männer möchten gerne Zeit für ihre Kinder haben. Aber nur ganz wenige berufstätige Väter sind davon überzeugt, dass sie am Arbeitsplatz ausreichend Unterstützung finden werden. Die meisten haben wie ihre Kolleginnen Angst vor Einkommensverlusten und einem derben Karriereknick.

Der aktuelle Ruf nach einer höheren Berufstätigkeit von Frauen weckt Erinnerungen an die Trümmerfrauen, die nach Zweitem Weltkrieg gebraucht wurden, aber schnell wieder in der Versenkung verschwanden. Noch immer verdienen Frauen deutlich weniger als Männer. Noch immer funktioniert die gläserne Decke, die den Aufstieg von Frauen in die echten Entscheiderpositionen verhindert – eine grandiose Verschwendung von Humankapital, die der Wirtschaft teuer zu stehen kommt.

Der Rückzug ins Private ist nicht nur eine Folge der berüchtigten Rabenmutterkultur in Deutschland. Vollzeitätigkeit ist nicht das Ziel vieler akademisch gebildeter Mütter, aus denen die Führungskräfte von morgen werden könnten. Karrieremütter stehen permanent unter Druck – auch als lebende Provokation für ihre Geschlechtsgenossinnen, die sich für den anderen Weg entschieden haben. Zudem belohnt das Steuerrecht die traditionelle Rollenverteilung.

Vielfach ist auch der wirtschaftliche Nutzen von familienfreundlichen Maßnahmen in Unternehmen nicht erkannt. Im Vergleich sind die Aufwendungen für eine Wiedereingliederung nach Jahren und für die Suche und Einarbeitung neuer Mitarbeiterinnen oder Mitarbeiter extrem hoch. In Unternehmen, in denen viele Mütter und Väter arbeiten, sind die Krankenstände geringer, die Zufriedenheit der Mitarbeiter scheint höher, das Engagement auch. Die Attraktivität des Arbeitgebers steigt, die Chancen, bestens qualifizierte Mitarbeiter langfristig zu binden, ebenso.

Nicht gelöst ist damit die Frage, wie wir mit dem Ruf nach immer mehr Flexibilität und Mobilität umgehen, die die Produktionsbedingungen in der globalisierten Welt Unternehmen wie Arbeitnehmern vorgeben. Wie sollen junge Frauen und Männer den Mut finden, Familien zu gründen, wenn bedingungslose Flexibilität vorausgesetzt wird und der Zeitarbeitsvertrag auf Niedriglohnniveau langfristige Planungen ausschließt?

Auch Kommunen schaffen Zukunft. Trotz knapper Kassen lassen sich engagierte Reformvorhaben inszenieren. Manchmal braucht es dazu überparteiliche Bündnisse der Vernunft. Auf jeden Fall braucht es bürgerschaftliches Engagement, das vielfach von ehrenamtlich tätigen Frauen geprägt wird. Zielorientiertes Gestalten ist gefragt, auf Basis langfristig angelegter Entwicklungs- und Planungsprozesse. Und dabei gehören auch Fragen auf die Tagesordnung wie familienfreundliche Arbeitsbedingungen – übrigens auch für die kommunalpolitischen Akteurinnen und Akteure, die sich in abendlichen Endlos-Sitzungen verschleißen! – sowie Generationengerechtigkeit und kommunale Verschuldung.



*Rüdiger Kauf, geboren 1975 in Esslingen am Neckar, spielt seit 2001 im defensiven Mittelfeld bei Arminia Bielefeld und ist Kapitän der Mannschaft. Seine Fußballerkarriere begann 1982 beim TV Hochdorf, nach weiteren Stationen wechselte er 1998 zum Erstligisten VfB Stuttgart. In der Saison 1999/2000 kam er erstmals in der 1. Bundesliga zum Einsatz. Kauf zeichnen vor allem sein Einsatzwille und seine hohe Laufbereitschaft aus.*

## „Ich habe nie aufgegeben“

### Ein Interview mit Rüdiger Kauf

Seit acht Jahren lebt Profifußballer Rüdiger Kauf (34) in Bielefeld und fühlt sich als Schwabe wohl in der Stadt. Der Kapitän der Arminen spricht im Interview über Bielefeld, den Profifußball und seine Gedanken zum Thema Zukunft.

**Profifußballer, das ist für viele Jugendliche ein Traumberuf. Wie war das bei Ihnen? Wann war klar, dass Sie den Fußball zum Beruf machen?**

Den Traum gab es schon früh, so mit sechs, sieben Jahren, als ich als kleiner Junge mit dem Fußballspielen anfang. Und so wie ganz viele andere träumte auch ich davon, mal ein berühmter Fußballspieler zu werden. Dass es tatsächlich mit dem Profifußball klappt, hat sich bei mir erst spät herauskristallisiert, so mit 20, 21 Jahren.

**Was hat den Ausschlag gegeben?**

Ich habe nie aufgegeben. Es ist wirklich ein schmaler Grat, ob man Profifußballer wird oder nicht. Gut spielen alleine reicht nicht, es gehören noch andere Dinge dazu: Ehrgeiz, ein starker Wille und auch ein bisschen Glück, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Ich bin mit 22 Jahren zum VfB Stuttgart gekommen und habe mich erst einmal bei den Amateuren durchgeboxt. Aber der Wille war da, und das Quäntchen Glück, und dann hab ich es halt geschafft.

**Und wenn es nicht geklappt hätte?**

Ich habe Industriemechaniker in Stuttgart gelernt, bei Mercedes Benz. Ich habe mich für zwei Jahre beurlauben lassen und hätte zurück in die Firma gehen können. Diese Hintertür wollte ich mir offen lassen, denn die Chance, dass man den Sprung in den Profifußball schafft, ist doch ziemlich gering.

**Was raten Sie Jugendlichen, die mit dem Fußball liebäugeln?**

Nicht aufgeben, es läuft nicht immer alles rund. Man muss den Ehrgeiz und den Willen haben, sich durchzubeißen. Und man muss auch auf viele Dinge verzichten können.

**Worauf verzichten Sie?**

Ich verzichte aufs Wochenende, auf ein Stück Freizeit. Als ich Profi wurde, war das schon eine Umstellung. Für meine Kumpel fing freitags das Wochenende an, die sind dann um die Häuser gezogen und ich musste sagen: Ich bleib daheim, ich muss Fußball spielen. Man vernachlässigt die Freunde, ich besuche meine Verwandten und Eltern in Stuttgart nur ein, zwei mal im Jahr. Das sind 500 Kilometer, da kann man nicht so kurzfristig heim fahren.





**Wie viel Zeit veranschlagt der Fußball?**

Wir haben ein- bis zweimal am Tag Training, aber da kommen noch andere Sachen dazu. In meinem Alter muss man sich intensiv pflegen lassen, ich habe mehr Massage- und Arzttermine als junge Spieler. Um gute Leistung zu bringen, muss ich meinen Körper topfit halten und mich ordentlich vorbereiten.

**Ihre Fans wünschen sich, dass Sie noch lange bei Arminia Bielefeld spielen. Wie sehen Ihre Pläne für die Zukunft aus?**

Ich habe noch anderthalb Jahre Vertrag, dann bin ich 35. In diesem Alter muss man im Profifußball schauen, ob es noch Sinn macht, weiter zu spielen. So eine Karriere kann auch ganz schnell durch eine Verletzung beendet sein. Ich weiß

noch nicht genau, was ich nach dem aktiven Spielen mache. Ich würde gerne beim Fußball bleiben und ein Amt in einem Verein übernehmen, vielleicht erst einmal als Scout oder in einer anderen Position, um reinschnuppern zu können. Mal sehen, wo sich eine Tür öffnet.

**Was denken Sie, wie wird sich Arminia weiter entwickeln? Wie könnte der Verein z.B. im Jahr 2050 aussehen?**

Das ist schwierig zu sagen. Durch die Weltmeisterschaft gab es für den Fußball ja schon in den vergangenen vier, fünf Jahren einen enormen Schub. Es sind viele neue Stadien gebaut worden, das Drumherum hat sich verändert. Fußball, das ist ein Ereignis, ein Spektakel geworden. Viele gehen ins Stadion, um das ganze Flair zu erleben. Ich kann mir nicht vorstellen, wie es 2050 sein wird, wenn es jetzt schon innerhalb kurzer Zeit so einen Aufschwung gegeben hat.

**Wird der demographische Wandel den Fußball verändern? Es werden zum Beispiel weniger Kinder geboren, das heißt ja auch weniger Nachwuchs.**

Wenn weniger Kinder geboren werden, gibt es auch weniger Talente. Der Verein muss noch stärker bei anderen Jugendabteilungen schauen und Talente sichten. Für einen Verein wie Arminia Bielefeld sehe ich keine Probleme. Hier wollen ganz viele Kinder und Jugendliche Fußball spielen, und der Verein wählt aus, wer hier spielen darf. Nachwuchsprobleme, das wird wohl eher die kleinen Vereine treffen und das sportliche Leben zum Beispiel auf Dörfern und in Randbezirken der Stadt verändern.

**Stellt sich der Verein auch darauf ein, dass die Fans älter werden?**

So wie ich es mitbekomme geht es eher in die andere Richtung. Der Verein versucht gezielt Jüngere anzusprechen und macht ein richtig gutes Projekt mit den Arminis. Da kommen viele junge Zuschauer mit Arminia Bielefeld in Kontakt. Die Arminis machen klasse Aktionen, besuchen zum Beispiel andere Stadien und pflegen Freundschaften mit anderen Bundesligamannschaften. Zusätzlich wendet sich der Arminia Supporters Club als Fan- und Förderabteilung an ganz unterschiedliche Altersstufen, jung und alt. Hier gibt es unter dem Stichwort Ü 55 auch spezielle Angebote für ältere Fans.

***Viele Spieler haben einen Migrationshintergrund. Wie funktioniert das Miteinander, und kann die Gesellschaft etwas von den Fußballern lernen?***

Es muss ein Miteinander geben, aber dafür sind neben jedem einzelnen Spieler auch der Trainer und die Vereinsführung verantwortlich. Die geben eine Marschrichtung vor, da müssen sich alle Spieler dran halten, egal, aus welchen Ländern sie kommen. Wir wollen alle gemeinsam den Erfolg und dem ordnen sich alle Spieler unter, egal ob sie aus Deutschland kommen, Rumänien, Dänemark, Italien, Jugoslawien oder Afrika. In einer Mannschaft halten alle zusammen, weil sie wissen, nur zusammen können wir Erfolg haben. Im normalen Leben wäre es vielleicht auch nicht schlecht, wenn alle gemeinsam in eine Richtung rudern und nicht fünf in die eine und fünf in die andere.

***Sie sind 2001 von Stuttgart nach Bielefeld gewechselt. Können Sie sich an den ersten Eindruck von der Stadt erinnern?***

Klar kann ich mich erinnern. Ich bin mit meiner Freundin nach fünf Stunden Autofahrt hier angekommen. Wir sind dann gleich von offiziellen Arminia-Vertretern abgeholt und ins Hotel gebracht worden. Dann haben wir uns in Ruhe die Stadt angeschaut und waren positiv überrascht. Bielefeld hat eine gute Größe, ist nicht zu groß, nicht zu klein, es gibt eine schöne Altstadt. Wir wohnen fünf Kilometer außerhalb vom Stadtkern in einer ruhigen Lage und fühlen uns total wohl hier.

***Was wünschen Sie Bielefeld für die Zukunft? Was könnte besser werden?***

Ich finde, die Stadt müsste mehr an ihrem Image arbeiten. In Süddeutschland zum Beispiel kann keiner was mit Bielefeld anfangen. Die Stadt müsste ihre Vorzüge einfach besser präsentieren.

***Ist Bielefeld für Sie Heimatstadt geworden?***

Ich lebe seit acht Jahren in Bielefeld, aber meine Heimat ist da, wo ich aufgewachsen bin, im Raum Stuttgart. Ich bin in einem kleinen Dorf groß geworden, hatte viele Freunde, eine gute Kameradschaft. Das wird ein Leben lang halten. Hier in Bielefeld fühle ich mich wohl und es ist für mich zweite Heimat geworden. Aber wenn ich nach Stuttgart fahre, freue ich mich immer riesig.

***Was wünscht sich der private Rüdiger Kauf noch für seine Zukunft?***

Vor einem Jahr ist unser Sohn Max geboren, der steht im Augenblick im Mittelpunkt. Ob wir uns noch mehrere Kinder wünschen, das müssen wir erst einmal abwarten. Schon mit einem Kind haben wir alle Hände voll zu tun, aber es macht riesigen Spaß.

***Wie hat Max Ihr Leben verändert?***

Es ist ein ganz neues Lebensgefühl, wenn ein Kind auf die Welt kommt. Wir erleben mit, wie sich das Kind entwickelt, wie er anfängt zu krabbeln, dann zu gehen. Da freut man sich jeden Tag, wenn man nach Hause kommt und sieht, was der Kleine schon wieder dazugelernt hat.



# WIR WERDEN ÄLTER

## Information zur Bevölkerungsentwicklung

*Eine kontinuierlich steigende Lebenserwartung sowie eine niedrige Geburtenrate tragen maßgeblich dazu bei, dass der Anteil älterer Menschen in Bielefeld an der Gesamtbevölkerung wächst. Zwischen 1995 und 2005 ist das Durchschnittsalter der Bielefelder Bevölkerung um ein Jahr gestiegen und lag 2005 bei 42,3 Jahren. Bis zum Jahr 2045 wird ein Anstieg des Durchschnittsalters auf 46 Jahre prognostiziert. Beim Vergleich dieser Werte mit der gesamtdeutschen Entwicklung (2005: 42 Jahre, 2045: ca. 50 Jahre) fällt auf, dass die Alterung in Bielefeld noch verhältnismäßig günstig ausfallen wird.*

*Der jüngste Bielefelder Stadtbezirk ist Mitte mit einem Durchschnittsalter von 40,9 Jahren. Die ältesten sind Gadderbaum (44,8 Jahre), Dornberg (44,6 Jahre) und Sennestadt (44,2 Jahre).*

*In den kommenden Jahrzehnten wird sich die Bevölkerung weiter von den Jüngeren hin zu den Älteren verlagern. Während die Zahl der unter 20-Jährigen von aktuell circa 63.300 (19,4% der Bielefelder Bevölkerung) auf 48.400 (17,1%) im Jahr 2045 zurückgehen wird, wird für den gleichen Zeitraum ein Anstieg der über 65-Jährigen von 20,7% auf 27,1% vorhergesagt. Der stärkste Anstieg wird in der Altersgruppe der so genannten Hochbetagten, der über 80-Jährigen, zu verzeichnen sein, von derzeit 5,6% auf 9,5% im Jahr 2045. Da gerade ab einem Alter von 80 Jahren das Risiko der Multimorbidität (Mehrfacherkrankung) steigt, wird die Zahl chronisch kranker alter Menschen und Pflegebedürftiger vermutlich deutlich zunehmen.*

*Auch das Geschlechterverhältnis wird sich mit zunehmendem Alter verschieben, da Frauen eine höhere Lebenserwartung als Männer besitzen. Schon heute prägt der höhere Frauenanteil das Bild von Einrichtungen im Bereich der Altenpflege. Im Jahr 2005 waren 77% aller Heimbewohner in Deutschland Frauen.*



*Prof. Dr. Gerhard Naegele, geboren 1948 in Berlin, ist seit 1995 Direktor des Instituts für Gerontologie an der Universität Dortmund und Inhaber des dortigen Lehrstuhls für Soziale Gerontologie. Er ist Mitglied in der Kommission zur Erstellung des 6. Altenberichts der Bundesregierung. Zahlreiche Buch-, Zeitschriftenveröffentlichungen und Fachvorträge zu sozialpolitischen und sozialgerontologischen Themen.*

## ***Demographisches Altern in den Kommunen – alte und neue Herausforderungen***

*Ein Gastbeitrag von Prof. Dr. Gerhard Naegele*

Der demographische Wandel hat Deutschland mit „voller Wucht“ erreicht. Vom demographischen Altern der Bevölkerung in besonderer Weise betroffen sind die Kommunen.

### **These 1:**

*Die Kommunen, d.h. die Städte, Kreise und Gemeinden, sind in erster Linie zuständig, wenn es um die soziale wie demographiesensible Gestaltung der Lebensverhältnisse der Menschen vor dem Hintergrund des demographischen Alterns der Bevölkerung geht.*

Dort, wo das Leben in seiner konkreten Vielfalt stattfindet, wo die Folgen der Alterung der Bevölkerung unmittelbar erlebt werden, müssen auch die entsprechenden politischen, infrastrukturellen, administrativen, kooperativen partizipativen und nicht zuletzt finanziellen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen für die alltägliche Bewältigung der Konsequenzen des demographischen Alterns der Bevölkerung in ihrer jeweils örtlich vorfindbaren Konkretisierung geschaffen und erhalten, d.h. ggf. modifiziert, erweitert und verbessert werden. Dies ist auch politisch so gewollt (Art. 28 II GG).

### **These 2:**

*Lange Zeit wurde in den Kommunen unter Alten- oder Seniorenpolitik in erster Linie Altenhilfepolitik verstanden. Diese Sicht dominiert zwar immer noch vielerorts, dennoch findet – insbesondere im Gefolge des allgemeinen demographischen und sozialen Wandels – zunehmend so etwas wie ein Paradigmenwechsel statt, der auf einer veränderten sozialpolitischen Konzeptualisierung vom Alter und vom Altsein basiert.*

Künftig werden traditionelle Altenhilfe und -pflege – wenngleich eminent wichtige – dennoch nur Teilbereiche einer modernen kommunalen Alten- oder Seniorenpolitik sein können. Dieser muss es heute um mehr gehen, und zwar um eine auf alle Lebenslagen im Alter einbeziehende kommunalpolitische Gesamtverantwortung, d.h. letztlich um die soziale Gestaltung der Gesamtheit der Lebensverhältnisse einer insgesamt alternden Bevölkerung, um eine soziale Politik für das Alter und für ein Leben im Alter. Das demographische Altern der Bevölkerung ist nicht mehr nur vornehmlich als sozialpolitisches Versorgungsproblem, sondern als eine gesellschaftspolitische Gestaltungs-Aufgabe zu begreifen, die insbesondere in kommunaler Verantwortung liegt.

**These 3:**

*Bei aller Notwendigkeit einer breiteren Konzeptualisierung von Alter und Leben im Alter im Rahmen der kommunalen Alten- und Seniorenpolitik kommt es darüber hinaus zu einer Akzentuierung von kommunaler Verantwortung in den traditionellen Aufgabenbereichen von Altenhilfe und -pflege.*

Allerdings bedeutet dies keineswegs, dass die „klassischerweise“ mit Alter(n) assoziierten sozialen Anliegen und Bedarfslagen in den Kommunen künftig an Bedeutung verlieren würden. Auch künftig – und in Teilen sogar in noch wachsendem Umfang – wird es bei solchen Zielgruppen Älterer bleiben, für die ein besonderer kommunaler Handlungsbedarf im Bereich der sozialen Daseinsvorsorge bei sozial problematischen Lebenslagen besteht. Zum Beispiel sei auf die wachsende Präsenz neuer Gruppen Älterer mit bereits jetzt z.T. ganz erheblichem sozialen Unterstützungsbedarf verwiesen, so insbesondere auf die stark wachsende Zahl von älteren Menschen mit demenziellen Erkrankungen, auf älter werdende Behinderte, auf ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte oder auf die wachsende Zahl allein lebender oder in Paarhaushalten lebender sehr alter Menschen.

**These 4:**

*Eine moderne kommunale Altenpolitik braucht differenziertere Leitbilder, die die gewachsene soziale Differenzierung des Alters entsprechend aufgreift und berücksichtigt. Das EU-Konzept des „active ageing“ bietet auch für die bundesdeutsche Debatte gute Bezugs- und Anknüpfungspunkte.*

Ausgelöst durch den fünften Altenbericht der Bundesregierung von 2006 sind heute moderne Leitbilder vom Alter die des produktiven, aktiven Alters; alle mit der übergeordneten Stoßrichtung, die Betroffenen zu ermuntern und zu ermutigen, ihre stark gestiegenen Potenziale, Ressourcen und Kompetenzen sowohl im Eigen- wie im öffentlichen Interesse stärker zu nutzen und einzusetzen. Als hilfreich für die konkrete Umsetzung auf kommunaler Ebene kann sich hierbei ein Blick auf das EU-Konzept vom „active ageing“ erweisen. Speziell in der Verbindung des „Für-sich-etwas-Tun“ und des „Für-andere-etwas-Tun“ liegt die Kernidee des „active ageing“.

**These 5:**

*Zu einer modernen Alten- und Seniorenpolitik zählen partizipative Formen und Foren älterer Menschen jenseits der etablierten kommunalpolitischen Mitwirkungsmöglichkeiten. Gefragt ist mehr aktives zivilbürgerschaftliches Engagement Älterer zum Zweck der Einflussnahme auf den bzw. zur Mitgestaltung des „öffentlichen Raum(es)“ – und zwar im Sinne von Mitmachen und „Einmischen“ bei der Lösung von lebensweltlichen Problemen und Anliegen aller Altersgruppen.*

Mit Blick auf ältere Menschen sollten soziale und politische Partizipationsprozesse und Verfahrensweisen in einer Weise gestaltet sein, dass ihre höchstmögliche Partizipation sichergestellt ist und dadurch ihr besonderes „soziales Kapital“ mobilisiert wird. Dabei muss es in erster Linie um die Förderung eines aktiven zivilbürgerschaftlichen Engagements älterer Menschen zum Zweck der Einflussnahme auf den bzw. zur Mitgestaltung des öffentlichen Raum(es) gehen; und zwar im Sinne von Mitmachen und „Einmischen“ bei der Lösung von lebensweltlichen Problemen und Anliegen aller Altersgruppen einschließlich ihrer eigenen.



*Hildegard Bork, geboren 1921 in Potsdam und in Berlin aufgewachsen, ist ausgebildete Krankenschwester und Sozialarbeiterin. 1951 kam sie als Familienfürsorgerin nach Bielefeld und hat später das Amt für Familienfürsorge geleitet. Hildegard Bork ist unverheiratet und hat sich in Bielefeld in zahlreichen Vereinen und Organisationen ehrenamtlich engagiert, z.B. als Vorsitzende der Familienbildungsstätte der Hedwig-Dornbusch-Schule, im Frauenhaus Bielefeld und im Seniorenrat.*

## „So lange wie möglich in der eigenen Wohnung bleiben“

### Ein Interview mit Hildegard Bork

Ein Leben ohne Musik und Literatur, das kann sich Hildegard Bork nicht vorstellen, auch ihre Wohnung zeugt von dieser Leidenschaft. Im Wohnzimmer reichen die Bücherregale bis unter die Decke, auf Tischen und Kommoden stapeln sich dicke Wälzer und CDs. Gemütlich ist es. „Aber unordentlich, sagen Sie es ruhig“, sagt die resolute Frau mit dem silbergrauen Haar und lacht. „Ich bin gerade dabei, Altes auszusortieren und Bücher zu verschenken. Ich will keinem zumuten, diesen Hausstand aufzulösen, wenn ich einmal nicht mehr dazu in der Lage bin.“ Hildegard Bork ist 87 Jahre alt und trennt sich – ganz unsentimental – von vielem, was sich in den vergangenen Jahrzehnten angesammelt hat. Im Gespräch erzählt die alleinstehende Frau von ihren Zukunftsvorstellungen und blickt auf ein reiches Leben zurück.

#### **Mit 87 Jahren führen Sie noch alleine Ihren Haushalt. Wie schaffen Sie das?**

Eigentlich ganz gut. Ich habe ein paar komplizierte Operationen hinter mir, seitdem bin ich nicht mehr so flott wie früher, aber ich habe mir Hilfe geholt für die groben Hausarbeiten und jemanden, der für mich Besorgungen erledigt.

#### **Was wünschen Sie sich für die kommenden Jahre?**

Ich möchte so lange wie möglich in meiner Wohnung bleiben. Ich wünsche mir, dass der Kopf noch lange funktioniert, so dass ich das, was notwendig ist, alleine organisieren kann. Außerdem hoffe ich, dass die Menschen, die mir wichtig sind, noch eine Weile erhalten bleiben. Und ich möchte mit Musik und Büchern leben. Das setzt voraus, dass Augen und Gehör noch in Ordnung sind.

#### **Haben Sie sich schon einmal darüber Gedanken gemacht, wie es weiter gehen kann, wenn Sie Pflege brauchen?**

Ich habe noch keine Entscheidung getroffen. Ich glaube, dass ich kein betreutes Wohnen wähle, denn ich möchte solange wie möglich in meiner Wohnung bleiben und werde wohl nur in ein Heim gehen, wenn es nicht mehr anders geht. Ich habe eine Nichte in Freiburg, zu der ich eine gute Beziehung habe. Ich könnte mir vorstellen, dass ich in die Nähe dieser Nichte ziehe, wenn ich mehr Hilfe brauche.





**Wie erleben Sie das Älterwerden bei Freunden und Bekannten?**

Zu den wenig erfreulichen Erfahrungen des Älterwerdens gehört, dass sich die Zahl der Freunde und Bekannten verringert. 60 bis 70 Prozent der Menschen, mit denen ich alt geworden bin, sind gestorben. Es ist ganz wichtig, auch in höherem Alter Beziehungen zu pflegen und neue Kontakte zu knüpfen, sonst vereinsamt man. Das ist schlimm für ältere Menschen, ich habe es oft genug erlebt. Großfamilien wie früher gibt es ja nicht mehr. Selbst wenn Angehörige da sind, leben die oft an anderen Orten. Was mich erschreckt ist die Tatsache, dass es bei den Älteren zunehmend Menschen gibt, die sagen: Wir können uns kein gutes Heim leisten. Die krank sind, wenig Hilfe haben, und sich fragen, warum soll ich noch leben?

**Es gibt immer mehr alte Menschen in unserer Gesellschaft. Was ist Ihrer Meinung nach notwendig, damit eine Stadt wie Bielefeld auf diese Entwicklung gut vorbereitet ist?**

Viele Menschen haben Angst vor dem Heim und möchten ihre Selbständigkeit nicht aufgeben. Und auch die Heime haben ein Problem: Es gibt zu wenig Pflegepersonal, der finanzielle Spielraum ist eng, die Bürokratie nimmt überhand und am Ende fehlt die Zeit für die Menschen. Ich wünsche mir, dass man eine bessere Lösung für Pflegeheime findet. Dass es genügend gut geführte Häuser gibt und ausreichend qualifiziertes Pflegepersonal. Es ist beängstigend für mich, dass man jetzt darüber nachdenkt, Langzeitarbeitslose in diesem Bereich einzusetzen.

Wenn jemand, der von Pflege keine Ahnung hat, gezwungenermaßen alte Menschen pflegen soll, dann geht das daneben.

**Haben Sie noch andere Ideen, um die Zukunft für ältere Menschen besser zu gestalten?**

Beim Wohnungsbau würde ich Alt und Jung in eine räumliche Nähe bringen. Mit einer vernünftigen Wohnbauweise könnte man Wohngemeinschaften schaffen, wo mehrere Generationen miteinander leben und sich gegenseitig helfen. Warum sollen sich die Älteren nicht um Babys oder Kleinkinder kümmern oder bei den Schularbeiten helfen? Die Jüngeren könnten im Gegenzug körperlich schwere Arbeiten übernehmen. Dieses Modell könnte die nicht mehr existierende Großfamilie heute ersetzen, in den Familien hat das früher funktioniert. Wichtig ist nur, dass man die richtigen Leute zusammen führt und ein gut durchdachtes Konzept entwickelt. Ich habe es einmal erlebt, da gingen die Schlafzimmer der älteren Menschen nach hinten raus, genau dort, wo auch der Spielplatz war. Das klappt natürlich nicht, so eine Planung bringt nur Ärger.

**Die Menschen werden älter, gleichzeitig gibt es immer weniger Kinder...**

Man kann den Wunsch, Kinder in die Welt zu setzen, nicht erzwingen. Junge Familien müssen wieder in die Lage versetzt werden, Kinder aufzuziehen. Das hat etwas mit den wirtschaftlichen Verhältnissen zu tun, mit ausreichend Krippen- und Kindergärtenplätzen, diese Frage ist ja noch nicht gelöst. Es gehört aber auch dazu, dass man den Eltern die Freiheit lässt zu entscheiden: möchte ich mein Kind in den Kindergarten geben oder etwas länger zu Hause betreuen. Und auch den Frauen muss man die Entscheidung überlassen, will ich Beruf plus Kinder oder nur das eine oder das andere. Mich erschreckt gegenwärtig die große Zahl von verwaorsten Kindern. Es gibt viele Familien, die Schwierigkeiten haben. Hier müssen wir den Familien helfen und eine kontinuierliche Betreuung im Einverständnis mit den Eltern möglich machen.

**1951 fingen Sie als Familienfürsorgerin in Bielefeld an zu arbeiten, später haben Sie das Amt für Familienfürsorge bis zu Ihrer Pensionierung geleitet. Wie hat sich die Gesellschaft und speziell die Situation von Familien im Laufe dieser Zeit gewandelt?**

Familien waren früher in einer anderen Art bereit, sich gegenseitig zu helfen. Es war die Nachkriegszeit, allen ging es nicht gut, Wohnungen waren knapp, viele waren auf Hilfe angewiesen, das hat zusammen geschweißt. Heute erlebe ich es so, dass sich die Familien entfremden, jeder geht seine eigenen Wege. Ich begrüße es sehr, dass viele Mütter heute einen Beruf haben. Früher reduzierte man die Frauen auf die drei K's, Kinder, Küche, Kirche. Ich frage mich aber auch, inwieweit werden Kinder heute ausreichend versorgt? Werden sie soweit erzogen, dass sie in der Gemeinschaft zurecht kommen? Das Gefüge innerhalb der Familie hat sich geändert. Ich sehe auch das Auseinanderdriften der Generationen als ein Problem an, und den nicht mehr vorhandenen Glauben. Früher war die Kirche ein Halteseil, sie gab Orientierung. Als Familienfürsorgerin habe ich früher viele Hausbesuche gemacht, jeder Säugling wurde von uns besucht. Wir haben Alleinerziehende unterstützt, machten Mütterberatung, Kindergarten- und Schuluntersuchung. Wir gingen hinein in die Familien mit einem sehr konkreten Anlass, also Anfragen vom Jugendamt oder Sozialamt zum Beispiel. Später kam man auf die merkwürdige Idee, dass es indiskret ist, wenn man Familien besucht. Ich bin der Meinung, dass es eine gute Lösung war, denn die Menschen scheuen erst einmal den Gang in ein Amt. Inzwischen entdeckt man die Idee ja wieder neu, es weiß nur keiner, dass wir das schon jahrzehntelang gemacht haben.

**Sie haben auch das Bunterwerden der Gesellschaft miterlebt. In den 50-er Jahren kamen die Gastarbeiter...**

Zunächst kamen nur männliche Arbeitnehmer, Spanier, Italiener, Griechen, später Türken. Sie kamen zum Arbeiten und lebten in Wohngemeinschaften, zum Teil von den Firmen organisiert. Etwas später kamen die Familien nach, und die Probleme fingen an. Viele Kinder hatten Schul-schwierigkeiten, weil die Eltern kein Deutsch sprachen. Das Thema ist immer noch aktuell. Wir müssen die Bemühungen um Integration verstärken und dafür sorgen, dass Kinder mit Migrationshintergrund eine gute Ausbildung bekommen.

**Und was wünschen Sie sich für die Zukunft von Bielefeld?**

Bielefeld hat viele Vorzüge. Ich schätze nicht nur die wunderschöne Umgebung, sondern auch die Zuverlässigkeit der Menschen. Ich wünsche mir, dass man noch mehr füreinander tut, Rücksicht aufeinander nimmt. Es gibt viel ehrenamtliche Arbeit in Bielefeld, das könnte noch weiter ausgebaut werden. Auch um Antworten zu finden auf die Zukunftsfragen: Wie können wir die negativen Seiten des demographischen Wandels abändern? Wie gehen wir mit den Alten um? Wie fangen wir sie auf, wenn sie hilfebedürftig sind? Und den älteren Menschen rate ich, Kontakte zu pflegen und nicht erst in ein Pflegeheim zu gehen, wenn man hilflos ist, sondern wenn sie noch mit wachen Sinnen Beziehungen aufnehmen können.



**Monika Detering**, 1942 in Bielefeld geboren, ist Schriftstellerin und beteiligt am Bielefelder Wohnprojekt *Wahlfamilie* e.V.. Zuletzt erschienen die Psychokrimis „Es ist niemand im Haus“, „Puppenmann“ und „Herzfrauen“, der Kurzkrimi: „Hollywood-Gruft“ in „Mord-Westfalen“, „Fräulein Else lacht nicht mehr“ in *OWL kriminell* sowie das Männerbuch „Das tut Mann nicht“ / *Trio Subversiv: Porath, Detering, Müllich*.



## Älter werden oder wann bin ich alt?

### Ein Beitrag von Monika Detering

Mit Zwanzig erschienen mir Vierzigjährige alt, schon mit krummen Rücken und Stock versehen. Mit fünfzig dachte ich, ich habe noch unendlich viel Zeit und älter werden nur die anderen. Jetzt bin ich älter geworden, aber bin ich alt? Nein. Mit den Begriffen wie „Lebensabend“, „Kaffeetrinken für Senioren“ und ähnlichem kann ich gar nichts anfangen. Sie sind längst überholt, sind Relikte vergangener Generationen. Und im Grunde finde ich sie diskriminierend und einschränkend.

Vor fast zehn Jahren kam ich zu einer Gruppe Frauen und Männern, die das letzte Lebensdrittel gemeinsam verbringen wollten, sich fragten, wie will ich einmal wohnen und leben? Hoffnungen, Pläne und Träume mussten in die Wirklichkeit umgesetzt werden. Wenn auch nur acht blieben, so haben wir es geschafft, als eine der wenigen Bielefelder Privatinitiativen mit einer Baugesellschaft ein Haus zu erstellen, in dem wir allein oder zu zweit wohnen, in dem wir versuchen, füreinander da zu sein, uns zu helfen, einander zu hören, und die eine oder andere Gemeinsamkeit pflegen. Sicher ist die Praxis anders als die strahlende Theorie. Aber es wird. Auch wenn für die meisten die Wohnung kleiner ist als sie vorher war, so haben wir uns einen großen Gemeinschaftsraum mit einer offenen Küche eingerichtet, in dem vieles geschehen kann. Treffen, Kurzzeitseminare, Lesungen, männliche Köche treiben hier – nein, kein Un-

wesen, sie kochen lecker. Hier ist Platz für Familienfeiern und ein Gästeapartment haben wir auch.

Für meine Zukunft habe ich Wünsche. Unter anderem müsste es möglich sein, dass Ältere leben können, wie sie es möchten, es sollte möglich sein, dass Ältere nicht in Armut und Einsamkeit verkümmern, dass Gesundheitsreformen nicht sagen: „...das gibt's nicht mehr, du bist zu alt“. Niemand soll in dieser Weise alt werden, krank sein und so sterben müssen. Social-Sponsoring könnte das Aushängeschild für Geschäftsleute sein.

Ich werde wohl bleiben. Ich kann hier arbeiten und schreiben, ich verankere Personen, die in meinen Krimis vorkommen, auch in diesem Haus. Und Leser fragen, gibt's so etwas wirklich? Ich habe den richtigen Mann, um mit ihm alt zu werden. Ich lebe in der augenblicklich bestmöglichen Wohnform, habe einen Beruf, der mir keine Zeit lässt, darüber nachzudenken, werde ich jetzt alt? Wenn keine schwerwiegende Erkrankung kommt, liegt das Älterwerden an mir, an meiner Einstellung, meiner Lebensweise. Und so wie jetzt schaue ich über meinen PC in die Ferne, weiß nicht, was morgen wird, weiß, dass aber immer wieder ein – wenn auch weiterziehendes Glück kommt, und sei es jenes, miteinander über schmerzende Rücken, über Schlaflosigkeit oder Traurigkeit, über all das lachen zu können.



*Petra Breuer, Jahrgang 1962, ist Diplom-Designerin (FH) und Master of Arts in Gestaltung und hat auch eine abgeschlossene Ausbildung als Krankenschwester. In ihrem Studium hat sie sich mit visueller Informationsgestaltung für Senioren und für Senioren mit Demenz befasst. Sie arbeitet als selbstständige Kommunikationsdesignerin und als Freelancer in Agenturen. Im September 2009 wird ihr Buch zum Thema visuelle Kommunikation für Senioren mit Demenz im Hans Huber Verlag erscheinen.*

## *Sichtwechsel*

### *Ein Beitrag von Petra Breuer*

Haben Sie sich schon einmal Gedanken darüber gemacht, dass „schlechte Augen“ im Alter nicht immer mit einer Lesebrille zu beheben sind?

Es gibt mittlerweile viele Initiativen zur Verbesserung der Lebensqualität älterer Menschen, doch ein Genre, das in die Planungsgruppen bislang selten mit einbezogen wird, ist das Kommunikationsdesign. Dabei muss gerade die Gestaltung von Informationen für alte Menschen besonderen Anforderungen entsprechen.

Wenn von „seniorenfreundlichen Städten“ die Rede ist, denkt ein Kommunikationsdesigner zum Beispiel an die Beschilderung im Stadtgebiet, an die Fahrpläne für den öffentlichen Nahverkehr, an die Einrichtung von Altenheimen. Kommunikationsdesign bedeutet in diesem Fall, visuelle Informationen so zu gestalten, dass sie für alte und betagte Menschen zu jeder Tages- und Nachtzeit gut zu lesen sind.

Eine Stadtbibliothek seniorenfreundlich zu gestalten heißt nicht, dass man Lupen an die Regale hängt. Das mag ein guter Ansatz sein, doch wer möchte sich in der Öffentlichkeit schon gerne als alt und sehbehindert outen? Hier sind neben barrierefreier visueller Gestaltung auch kreative Ideen gefragt. Beispielsweise ist die kleine, vertikal stehende Titelbeschriftung auf den Hörbuch-CDs für ältere Menschen kaum zu erkennen. Zusätzliche, gut gestaltete Übersichtstafeln wären hier nicht nur für Senioren ein guter Service.

Auch die Höhe, in der Auskunftstafeln im Eingangsbereich einer Behörde angebracht werden, sind wichtig. Ältere Menschen haben nicht nur ein kleineres Blickfeld, sondern oft auch eine Einschränkung in der Beweglichkeit der Halswirbelsäule. Sie nehmen deshalb zu hoch gehängte Schilder oft nicht wahr. Die Beleuchtungssituation im Eingangsbereich eines Gebäudes

sollte für Senioren auf die verzögerte Lichtanpassung der Pupillen ausgerichtet werden und Treppenstufen müssen kontrastreich markiert sein.

Eine spezielle Herausforderung an visuelle Gestalter stellen die Senioren dar, die unter Demenz leiden. Man geht davon aus, „dass rund 30 Prozent der Menschen, die das 65. Lebensjahr erreichen, im weiteren Altersverlauf eine Demenz entwickeln werden“.<sup>1</sup> Das heißt, dass sich durch den demographischen Wandel eine Gruppe der Gesellschaft vervielfachen wird, die aufgrund der Krankheitsstruktur sehr betreuungsintensiv ist.

Hier sind Designer mit interdisziplinären Kenntnissen gefragt, um Kommunikationswege zu finden, die dazu beitragen, den Betroffenen so lange wie möglich eine Selbstständigkeit zu erhalten. Gleichzeitig muss der Gestalter dem veränderten Sehvermögen der Alten und Hochaltrigen gerecht werden.

Die Hauptaufgabe liegt dabei in der Gestaltung von Leit- und Orientierungshilfen in Räumen, wobei ein besonderes Augenmerk darauf gelegt werden muss, wie Farben und Bilder eingesetzt werden. Beschilderungen für Demenzpatienten müssen gerade auch nachts erkannt werden, denn Alzheimerpatienten haben oft einen ausgeprägten nächtlichen Bewegungsdrang. Diese Hilfen zur Orientierung müssen auch in der heimischen Umgebung gegeben werden.

Grundsätzlich erfordert die visuelle Gestaltung für alte Menschen mit Demenz immer ein „Zurückgehen“ in die gesellschaftliche und soziokulturelle Vergangenheit der jeweiligen Generation. Senioren, die morgen an Demenz erkranken, haben eine andere Vergangenheit, andere Bilder und einen anderen Umgang mit den (modernen) Medien, als diejenigen, die heute betroffen sind. In diesem Sinne ist es höchste Zeit, erste bereits entwickelte Ansätze einer demenzgerechten visuellen Gestaltung umzusetzen.<sup>2</sup>

Fazit: Bei der Umsetzung seniorengerechter Projekte muss die visuelle Informationsgestaltung mit einbezogen werden. Da es jedoch nicht möglich ist, allgemeingültige Patentrezepte anzubieten, wird man in Zukunft nicht umhin kommen, sich der Kompetenz der Fachleute in Fragen des Kommunikationsdesigns zu bedienen.

<sup>1</sup> Bickel, Horst: In Beyreuther, Konrad; Einhäupl, Karl Max; Förstl, Hans; Kurz, Alexander: Demenzen. Grundlagen und Klinik. Stuttgart 2002, S. 36.

<sup>2</sup> Die in diesem Artikel beschriebenen Einblicke und Empfehlungen sind Ergebnisse einer mehrjährigen designwissenschaftlichen Arbeit der Autorin.



*Dr. Wolfgang Schmidt-Barzynski, geb. 1959 in Essen, ist Facharzt für Innere Medizin und seit 2004 Chefarzt der Klinik für Geriatrie am Klinikum Bielefeld-Rosenhöhe.*

## „Weniger Apparate, mehr menschliche Zuwendung“

*Ein Interview mit Dr. Wolfgang Schmidt-Barzynski*

Die Medizin der Zukunft sollte einfacher, aber effektiv sein, sagt Dr. Wolfgang Schmidt-Barzynski und plädiert für weniger Apparate und Medikamente, dafür aber mehr Personal und menschliche Zuwendung. Der Chefarzt der Geriatrischen Klinik Rosenhöhe hat selbst ein zukunftsweisendes Projekt entwickelt, um die Behandlung von älteren Menschen im Krankenhaus zu verbessern.

### **Erklären Sie vorab, was Geriatrie bedeutet?**

Geriatrie heißt übersetzt Altersheilkunde, hat mit dem Alter aber nicht unbedingt etwas zu tun. Ein Geriater behandelt multimorbide, also mehrfach erkrankte Patienten. Das können auch 40-Jährige sein, unsere Hauptklientel sind aber schon ältere Menschen, weil sie häufiger mehrere Krankheiten gleichzeitig haben. In der Behandlung macht es einen Unterschied, ob jemand „nur“ einen Herzinfarkt hat, oder ob die Person gleichzeitig auch noch altersverwirrt ist, Diabetes hat oder Rheuma. Als Geriater muss ich die unterschiedlichen Krankheitsbilder berücksichtigen und abwägen: Verkraftet der Patient die Standard-Therapie, die bei dem akuten Herzinfarkt angesagt ist? Wie ist das Verhältnis von Nutzen und Risiken? Eine geriatrische Behandlung ist sehr komplex, und am Ende kommt möglicherweise heraus, dass

keine Operation oder weniger Medikamente für den Patienten besser wären. Das passt aber nicht unbedingt in die Logik unserer ökonomisierten Medizin.

### **Die Menschen werden immer älter, eigentlich müsste Ihr Fachbereich doch boomen.**

Das ist aber nicht so. Für viele Mediziner ist die Geriatrie höchst unattraktiv. Um geriatrische Patienten vernünftig zu behandeln, muss man ein breites Erfahrungsspektrum haben und sie aus psychiatrischer, unfallchirurgischer, internistischer, orthopädischer, onkologischer Sicht begreifen. Das ist aufwendig, gleichzeitig wirken die Erfolge oft unspektakulär. Es geht z. B. darum, dass ein Patient alleine wieder aufstehen kann. Für Außenstehende klingt das vielleicht banal, aber für den Patienten hängt davon ab, ob er nach dem Krankenhausaufenthalt nach Hause zurückkehren kann oder ob er ins Heim muss.

Weltweit werden immer weniger Absolventen im Fachbereich Geriatrie registriert, dabei wächst der Bedarf stetig. Schon heute gibt es zu wenig Fachleute. In den Krankenhäusern haben wir bis zu 20 Prozent geriatrische Patienten. Die werden zum Teil von Ärzten behandelt, die wenig Erfahrung im Bereich Geriatrie haben.

**Viele ältere Menschen werden also nicht optimal behandelt?**

Ja. Momentan versucht man zwar, diesen Mangel durch mehr Quantität zu kaschieren, aber es fehlt die Qualität. Geriatrie wird inflationär auf den Markt geworfen. Hausärzte können zum Beispiel einen 60-Stunden-Kurs machen und dann Geriatrie auf ihr Praxisschild schreiben. Damit werden die Probleme aber nicht substantiell gelöst. Die Geriatrie hat keine Lobby. Auf der einen Seite steht die Industrie und auf der anderen Seite die Öffentlichkeit, die lieber die Augen vor dem Problem verschließt.

**Was müsste Ihre Meinung nach passieren?**

Man könnte mit einfachen, unspektakulären Methoden viel erreichen, davon bin ich überzeugt. Wir müssen anfangen, gesundheitliche Störungen früher zu erkennen und mehr Präventionsarbeit leisten. Mein Hauptanliegen ist es, Schnittstellen zwischen ambulanter und stationärer Versorgung abzubauen. Hausärzte, Klinikärzte und Pflegekräfte müssen stärker zusammenarbeiten und den Patienten im Blick haben, über die Institutionsgrenzen hinweg. Es müsste selbstverständlich sein, dass wir auf eine gemeinsame Patientenakte zugreifen können und dass es keine Doppel-Untersuchungen gibt. Wenn ein Mensch ins Krankenhaus kommt, muss der Arzt wissen: Ist die Demenz abgeklärt? Welche Voruntersuchungen sind gemacht worden? Tatsächlich aber fangen wir im Krankenhaus fast immer wieder bei Null an. Wir machen teure

Untersuchungen noch einmal, und es stört offensichtlich niemanden! Ich plädiere dafür, dass der Hausarzt eine wichtigere Rolle spielt und routinemäßig, vielleicht einmal im Jahr, mit einem einfachen Screening den Gesundheitszustand der älteren Patienten ab etwa 65 Jahren überprüft. Das kann eine einfache Liste mit vielleicht 15 Punkten sein: Wie sieht es mit Suchtmitteln aus? Gab es in den vergangenen 12 Monaten Stürze? Ein Drittel aller über 65-Jährigen stürzt einmal im Jahr, ohne sich relevant zu verletzen. Wenn ich als Arzt zu diesem Zeitpunkt nach der Ursache des Sturzes forsche, kann ich vielleicht auf einem niedrigen Niveau Abhilfe schaffen, und zwar Jahre bevor der Mensch im klinischen Sinne

auffällig wird. Möglicherweise handelt es sich um eine behandelbare Demenzform, die z.B. durch Vitamin-B-Mangel entstanden ist. Oder der 65-Jährige muss einfach ein Krafttraining machen, weil seine Muskelkraft zu gering ist. Wenn man diese Fälle frühzeitig herausfischt, wäre schon viel gewonnen.

**Warum passiert das nicht?**

Das ist eine mühsame, detektivische Arbeit, ohne Apparate. Das bekommt kein Hausarzt bezahlt, also macht es auch keiner. Dabei wäre es unheimlich effektiv. Die Logik im Gesundheitswesen ist aber eine andere: Erst wenn der Schaden eingetreten ist, kann ich Geld verdienen. Ich kann 20 Euro im Monat aufwenden, um ein Druckgeschwür zu verhindern. Aber wenn ich eins habe, dann kostet die Behandlung im Schnitt 2.500 Euro im Monat. Die Ziele der Industrie gehen nicht zwingend mit denen einer vernünftigen Volksgesundheit konform. Ich wünsche mir, dass die Medizin aus dem ökonomischen Feld wieder ins soziale Feld zurück geführt wird. Das heißt für mich weniger Medikamente und Apparate, mehr und gut ausgebildetes Personal und menschliche Zuwendung.

**Am Klinikum Bielefeld haben Sie ein einfaches, aber effektives Modell entwickelt. Es heißt Alterstraumatologie, was steckt dahinter?**

Wir haben eine Schnittstelle im Krankenhaus zwischen Unfallchirurgie und Geriatrie abgebaut. Bei uns behandeln Unfallchirurgen und Geriater ältere Patienten nach einer Operation vom ersten Tag an gemeinsam. Das klingt banal, ist in Krankenhäusern aufgrund der gewachsenen Strukturen aber nicht selbstverständlich. Vor 10, 20 Jahren war die Unfallchirurgie eine Medizin für junge Erwachsene, die z.B. Arbeits- oder Sportunfälle hatten. Denen muss man nur zeigen, wie man mit einer Gehhilfe umgeht und mit ihnen ein paar Übungen machen. Heute haben wir hauptsächlich ältere Menschen, die sich die Knochen gebrochen haben. Diese Patienten sind in der klassischen Unfallchirurgie unterversorgt. Normalerweise werden sie erst chirurgisch behandelt und nach 14 Tagen in die Geriatrie verlegt. Meistens müssen wir dann erst einmal die Immobilitätschäden der vergangenen 14 Tagen behandeln, bevor wir die Patienten wieder aufbauen können. Durch diese nacheinander gelegten Behandlungen verlieren wir wertvolle Zeit, darum haben wir im Jahr 2005 das fächerübergreifende Projekt Alterstraumatologie angestoßen. Jetzt werden





ältere Patienten bei uns in der Unfallchirurgie vom ersten Tag nach der OP voll behandelt mit intensiver Physio- und Ergotherapie, aktivierender Krankenpflege, einer vernünftigen Schmerzbehandlung und Begleittherapie der zusätzlich existierenden Erkrankungen. So wollen wir erreichen, dass die Patienten schneller wieder gesund und voll belastbar werden und nach Hause in ihr gewohntes Umfeld zurückkehren können. Mit diesem Vorgehen hat sich die durchschnittliche Verweildauer im Krankenhaus von 39 auf 26 Tage verkürzt. Auch für das Krankenhaus lohnt sich das Modell finanziell, obwohl wir entgegen dem Trend im Gesundheitswesen mehr Personal eingestellt haben.

#### **Warum wird dieses Modell nicht von anderen Kliniken übernommen?**

Jeder sieht nur seinen eigenen Bereich. In die Unfallchirurgie kommt auf einmal ein Geriater, der die Routine durchbricht. Das ist unbequem und schwer durchzusetzen, obwohl es eine vierfache Win-Situation ist: Der Patient wird schneller wieder gesund, das Krankenhaus gewinnt, das Personal wird aufgestockt und besser ausgebildet, und die Kostenträger brauchen keine Rehabilitation im Anschluss bezahlen. Aber weil es unterschiedliche Töpfe sind, interessiert es den Akut-Krankenhausbereich nicht, dass der Reha-Bereich Geld sparen kann.

#### **In Ihrem Beruf erleben Sie die Folgen einer alternden Gesellschaft. Vielen Menschen macht diese Entwicklung Angst, Schlagworte sind z.B. Überalterung und Pflegenotstand. Sind diese Sorgen berechtigt?**

Ich kann das gut nachvollziehen. In Japan werden ja schon Pflegeroboter eingesetzt. Der Trend bei den Altenheimen geht hin zu immer größeren Anbietern. Zu Aktiengesellschaften, die den Shareholder-Value im Auge haben. Für die Betrof-

fenen heißt das meistens: Das Heim ist maximal teuer mit minimaler Versorgung. Marmor in der Eingangshalle, statt mehr Personal, das sich um die Bewohner kümmert. In einigen Heimen werden Patienten mit bestimmten Erkrankungen vorzugsweise mit Ernährungs-Sonde aufgenommen, um die Nahrungszufuhr zeitlich besser planen zu können. Einen Demenzkranken zu füttern dauert vielleicht eine Stunde, aber er hat in dieser Zeit auch menschliche Zuwendung. Das ist aber nicht in der Kalkulation enthalten. Vor 20 Jahren konnte ich mir noch vorstellen, in einem Heim alt zu werden, heute kann ich das nicht mehr. Wichtig ist mir, zu betonen, dass dies überwiegend dem Stellenschlüssel zu zuschreiben ist, und nicht den dort arbeitenden Pflegekräften. Sie leiden oft selbst unter diesen Verhältnissen.

#### **Wie könnte ein positiver Gegenentwurf für die Zukunft aussehen?**

Es müsste kleinere Einheiten geben, dezentrale Pflege-Wohngemeinschaften zum Beispiel oder Häuser, in denen mehrere Generationen miteinander leben. Der Psychiater Prof. Klaus Dörner sagt: Im schlimmsten Szenario kommen 8 schwer Pflegebedürftige auf 1.500 Einwohner. Es muss doch möglich sein, dass diese 1.500 Menschen diese 8 Personen pflegen, damit diese nicht ins Heim müssen. Das eingesparte Geld wäre allemal ausreichend, um Leute zu bezahlen, die sich um die Betreuung kümmern. Warum sollen nicht z.B. Arbeitslose in einer Pflege-WG Arbeit und Ausbildung finden? Ich kenne eine Familie, die hat zwei Reihenhäuser zu „Altenheimen“ umfunktioniert und sich so eine Existenz geschaffen. Diese Familie ist massiv bekämpft worden, dabei hätten die Menschen in einem Heim wesentlich mehr zahlen müssen und wären garantiert nicht so gut versorgt worden. Die ganze Familie war eingebunden, alle haben sich liebevoll um die Bewohner gekümmert. Die waren nie alleine.

#### **Wie wollen Sie alt werden?**

Es ist wohl kaum realisierbar, aber ich stelle mir vor, dass ich mich in einem einsamen Haus im Wald oder am Meer niederlasse. Dort muss ich mich selbst versorgen, körperlich aktiv sein und bin gezwungen, gesund zu bleiben. Wenn ich dann ernsthaft krank werden sollte, hoffe ich, dass ich im Beisein von für mich wichtigen Menschen aus dem Leben scheiden kann. Ich habe große Befürchtungen, dass es in 30 Jahren eine humane, institutionelle Versorgung für alte Menschen in Deutschland nicht geben wird.

*Sigurd Prinz, Jahrgang 1930, ist Diplom Ingenieur. Er lebt seit 1956 in Bielefeld und hat sich 1959 als Tragwerksplaner selbstständig gemacht. Er ist Mitglied im Freundeskreis Pelizaeusmuseum Hildesheim, war 15 Jahre im Beirat des Bielefelder Kunstvereins und ist jetzt Vorsitzender des Förderkreises Kunsthalle Bielefeld und Vorsitzender des Beirates für Stadtgestaltung. Sigurd Prinz ist Kulturpreisträger der Stadt Bielefeld 2009.*



## *Raum für Kultur*

*Ein Beitrag von Sigurd Prinz*

Wann beginnt eigentlich die Zukunft? Heute, natürlich! Und genau in diesem Moment beginnt aus meiner Sicht auch die Zukunft unserer Stadt. Sicher ist jede Prognose ungewiss, aber schon in der Gegenwart gibt es für einen aufmerksamen und kritischen Beobachter sichere Hinweise auf bestimmte Entwicklungen, mit denen wir in Zukunft zu rechnen haben und auf die wir vorbereitet sein müssen.

Nehmen wir als Beispiel die Kunsthalle:

Von den ca. 40 Jahren ihres Bestehens hat sie 35 Jahre fast ohne Beschwerden ihrer Besucher überstanden. Dann beklagten plötzlich ältere Besucher, dass sie die Führungen im wahrsten Sinne des Wortes „nicht durchstehen“ könnten. Es wurden tragbare Klappstühle angeschafft.

Ein vereinzelt erwarteter Rollstuhlfahrer wurde bisher mit dem Lastenaufzug transportiert. Inzwischen ist nicht nur die Zahl der Rollstuhlfahrer gewachsen, auch eine stetig wachsende Zahl älterer Besucher benutzt Rollatoren. Die Kunsthalle wird den Einbau eines Personenaufzuges nachrüsten müssen.

Was ist mit unseren Alten los? Sind sie gebrechlicher, als in früheren Zeiten?

Genau das Gegenteil ist der Fall! Schon erkennt man, dass die Bürger älter werden und es verstehen, ihre geistige Mobilität zu steigern, neuen Interessen zu folgen und danach trachten, ihre körperliche Mobilität anzupassen und zu verbessern.

Von den drei definierten Demographie-Aspekten „weniger, älter, bunter“ treffen die beiden ersten aus der Sicht unserer Museen vermutlich nicht zu. Im Gegensatz zu früheren Jahren werden die Museen bereits von Kindergruppen im Vorschulalter, durch Schulklassen, beide mit Migrationshintergrund, durch in Fördervereinen organisierte Jugendliche und Erwachsene besucht und die Gruppen der „50+“ wächst stetig an.



Das hat es bisher noch nicht gegeben und die Erfahrung zeigt, dass Menschen, die frühzeitig und fachkundig an die Kunst herangeführt werden, ihr Interesse daran bewahren.

Auch im Falle eines Rückganges der Bevölkerungszahl ist für die Institute kultureller Bildung eher mit einem Zuwachs zu rechnen, wir müssen darauf vorbereitet sein und die Voraussetzungen dafür schaffen.

In der jüngeren Vergangenheit haben sich verschiedene Gruppen des Themas „Demographischer Wandel“ angenommen. Es wurden Konzepte erarbeitet, in denen man versuchte, allen möglichen Entwicklungen Rechnung zu tragen. Auffällig dabei ist nur, dass Anforderungen an die in Zukunft zu erwartende Weiterentwicklung der Kultur in allen ihren Bereichen in diesen Konzepten kaum erwähnt worden ist.

Die Ansprüche an zukünftige Wohnquartiere wurden gründlich diskutiert und definiert. Dass für die Bewohner einer Stadt und ihr Wohlbefinden auch die Ästhetik des Stadtbildes von eminenter Wichtigkeit ist, hat kaum Eingang in diese Überlegungen gefunden. Dabei wird das Ansehen einer Stadt im weitesten Sinne auch durch die Qualität ihrer Stadtarchitektur geprägt. Generell einig ist man sich auch darüber, dass Bildung eines der wichtigsten Themen der Zukunft ist. Es scheint so, als ob der Begriff „Bildung“ mit „Ausbildung“ verwechselt wird. Man ist stolz auf die Universität und die Hochschulen, denkt intensiv über deren Weiterentwicklung nach und erwähnt kaum die mindestens gleich wichtigen Institute der Bildung: Theater, Konzert, Bibliothek und Museen und deren Entwicklung!

Wenn Bielefeld wirklich „Fit für die Zukunft“ werden will, dann ist es zwingend erforderlich, der Kultur in allen ihren Facetten den ihr gebührenden Raum in allen Planungskonzepten einzuräumen.



*Dr. h.c. August Oetker wurde 1944 in Bielefeld als ältester Sohn von Rudolf-August Oetker, Enkel des Firmengründers Dr. August Oetker, geboren. Seit 1981 ist er Persönlich haftender Gesellschafter der Dr. August Oetker KG (Holding der Oetker-Gruppe), 1989 übernahm er den Vorsitz der Geschäftsführungen der Dr. Oetker Nahrungsmittel KG und der Oetker International West GmbH. Seit 1996 ist er Vorsitzender der Geschäftsführung der Dr. Oetker GmbH, in die er die Firmen Dr. Oetker Nahrungsmittel KG, Oetker International West GmbH und Oetker International Ost GmbH zusammengeführt hatte.*



## ***„Ältere Arbeitnehmer sind wertvolle Know-how-Träger“***

*Ein Interview mit Dr. h.c. August Oetker*

Der demographische Wandel verändert auch die Arbeitswelt. Im Interview spricht Dr. August Oetker, persönlich haftender Gesellschafter der Dr. August Oetker KG, über den demographischen Wandel als Herausforderung für die Wirtschaft. 1891 entwickelte sein Urgroßvater Dr. August Oetker in der Hinterstube einer Bielefelder Apotheke das Backpulver und legte den Grundstein für den heutigen Weltkonzern. Heute ist die Oetker Gruppe mit rund 24.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im In- und Ausland eines der größten international tätigen deutschen Familienunternehmen.

***Die Menschen werden älter und sollen länger arbeiten, Facharbeiter werden knapp. Inwieweit spüren Sie als Unternehmer die Folgen des demographischen Wandels?***

Bis heute sind die Auswirkungen des demographischen Wandels lediglich im Rückgang von Bewerberzahlen zu spüren. Insbesondere ist dies bei qualifizierten Funktionen und bei Hochschulabsolventen deutlich wahrnehmbar. Aber wir sind sicher, dass weitere Auswirkungen in den nächsten Jahren auf uns zukommen, z.B. Fachkräftemangel und überalterte Belegschaftsstruktur.

***Hat sich Ihr Unternehmen schon auf den demographischen Wandel eingestellt?***

Ja, durch vielfältige personalpolitische Maßnahmen, zum Beispiel Verstärkung von Aktivitäten des Employer Branding, damit soll Dr. Oetker auch als Arbeitgeber als wiedererkennbare Marke im Arbeitsmarkt verankert werden. Wir haben unser Gesundheitsmanagement ausgeweitet, verbessern und erweitern permanent das Ausbildungsprogramm und bieten vielfältige Weiterbildungsmöglichkeiten. Das Angebot umfasst interne und externe

Seminare zu Themen wie abteilungsspezifische Fachwissen-Weiterbildungen (kaufmännisch oder gewerblich), Sprachen, Best Ager Programme, Frauen der Zielgruppe 45plus etc. Das Best Ager Programm hält langjährige Mitarbeiter leistungsbereit für die heutige, immer schneller werdende und immer stärker auf elektronische Arbeitsmittel angewiesene Zeit.

***Welche Erfahrungen haben Sie mit älteren Arbeitnehmern gemacht?***

Ältere Mitarbeiter sind aufgrund ihrer meist langjährigen Betriebszugehörigkeit wertvolle Know-how-Träger für das Unternehmen. Wir sind überzeugt, dass altersgemischte Teams in den jeweiligen Abteilungen das beste Rezept für eine erfolgreiche Zusammenarbeit sind. Aus diesem Grunde ist bei Dr. Oetker seit mehr als drei Jahren ein Programm aufgelegt, das lebens- und berufserfahrenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern die Möglichkeit gibt, ihr eigenes Qualifikationsniveau im Wandel der Zeit sicherzustellen und darüber hinaus ihr Know-how und ihre Fähigkeiten an junge Mitarbeiter, z.B. Auszubildende, weiterzugeben.

***Wie sollten hiesige Unternehmen Ihrer Meinung nach auf den demographischen Wandel reagieren? Was ist notwendig, damit die Wirtschaft durch diese Entwicklung nicht ausgebremst wird?***

Die Thematik der Anpassung an den demographischen Wandel wird in den Gremien der Industrie- und Handelskammer Ostwestfalen-Lippe zu Bielefeld bereits intensiv besprochen. Viele Unternehmen aus unserer Region interessieren sich dafür und handeln so, wie wir bei Dr. Oetker es auch tun.

***Sie haben angekündigt, 2009 mit 65 Jahren die Leitung des Konzerns an ihren jüngeren Bruder Richard abzugeben. Was wünschen Sie sich für Ihre eigene Zukunft? Was haben Sie sich für die kommenden Jahre vorgenommen?***

Mit Ablauf des Jahres 2009 werde ich aus der operativen Gruppenleitung ausscheiden und den Vorsitz des Beirates der Gruppen-Holding Dr. August Oetker KG übernehmen. Für die Zukunft wünsche ich mir, dass ich als Beiratsmitglied eine weiterhin gute Entwicklung unserer Unternehmen begleiten kann. Daneben habe ich mir vorgenommen, meine ehrenamtlichen Tätigkeiten, insbesondere im Bereich der Bildung und in Unternehmerverbänden, zu intensivieren. Und für Privates möchte ich mir dann auch mehr Zeit nehmen.

***Bielefeld ist nicht nur Firmensitz von Dr. Oetker, sondern auch Ihre Heimatstadt. Welche Bedeutung hat Bielefeld für Sie persönlich?***

Hier in Bielefeld sind meine Wurzeln und die meiner Familie. Hier haben wir uns kontinuierlich entwickelt, und zu dieser Landschaft und zu diesen Menschen gehören wir. Bielefeld ist ein Stück meiner bzw. unserer Identität, und das Wohlergehen der Stadt liegt mir und meiner Familie am Herzen.

***Was wünschen Sie sich für die Zukunft von Bielefeld? Welche Visionen haben Sie für die Stadt?***

Bielefeld ist eine attraktive, lebenswerte Stadt in einer schönen Umgebung. Als Oberzentrum von Ostwestfalen-Lippe nimmt sie eine wichtige Aufgabe wahr, und ich wünsche mir, dass die Stadt mit einer gesunden Infrastruktur und einer guten Industriepolitik weiterhin ein wirtschaftlich starker Standort bleibt. Ich meine, die Bielefelder sollten etwas selbstbewusster sein und dies nach außen tragen, ein wenig Stolz auf diese Stadt darf sein. Und ich wünsche mir natürlich, dass der DSC Arminia noch eine erfolgreiche, langjährige Entwicklung in der ersten Fußball-Bundesliga haben wird!

*Ulrich Pohl, Pfarrer, Jahrgang 1957, Studium der Fächer Deutsch und Ev. Religion für das Lehramt Sekundarstufe II und der Evangelischen Theologie in Paderborn, Bielefeld und Münster. Vikariat, Pfarramt und Superintendent in der Lippischen Landeskirche. Leiter des Dankorts, der Zentralen Öffentlichkeitsarbeit und seit dem 1.2.2008 Anstaltsleiter und Vorstandsvorsitzender der von Bodelschwingschen Anstalten Bethel.*



## Älter werden

### *Ein Beitrag von Ulrich Pohl*

Menschen werden älter. Das gilt erfreulicher Weise auch für Menschen mit Behinderungen. Momentan erleben wir zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, dass eine große Zahl von Menschen mit Behinderungen das Rentenalter erreicht. Das Fehlen dieser Menschen in der Gruppe der älteren Mitbürgerinnen und Mitbürger war darin begründet, dass eine ganze Generation an behinderten Menschen in der Zeit des Nationalsozialismus getötet wurde. Diese Lücke wird endlich gefüllt. Das ist eine große Chance für unsere Gesellschaft. So zeigen Menschen mit Behinderungen wie alle Menschen im Laufe ihres Lebens vielfältige, aber aufgrund ihrer Lebenssituation auch besondere Entwicklungsprozesse. Vielen dieser Menschen gelingt es mit zunehmendem Alter immer mehr, gelassener mit ihrer Behinderung umzugehen und ihr Leben trotz der Einschränkungen

mit großer Freude und Zufriedenheit zu leben. Sie haben besser als vermeintlich gesunde Menschen gelernt, die Schwächen ihres Körpers wahrzunehmen und als Teil des Lebens zu akzeptieren. Gerade darin können Menschen mit Behinderungen wertvolle Vorbilder für viele älter werdende Mitmenschen sein.

Mit dem Prozess des Älterwerdens der Menschen mit Behinderungen sind aber auch große Herausforderungen an die Gesellschaft verbunden. Für die Begleitung dieser Menschen gelten grundsätzlich die gleichen Maßstäbe wie für alle anderen Menschen. So soll möglichst bis zum Tod ein



würdevolles, an den individuellen Wünschen und Bedürfnissen ausgerichtetes und mit gesellschaftlicher Einbindung verbundenes Leben ermöglicht werden. Für die Menschen mit Behinderungen heißt das, dass der durch die Behinderung bestehende Assistenzbedarf durch die Unterstützung bei den durch das zunehmende Alter bedingten Einschränkungen erweitert bzw. ergänzt wird. Dadurch ergeben sich individuell sehr verschiedene Betreuungsformen, die nicht in das Schema einer üblichen Versorgung alter Menschen passen. Die sozialen Einrichtungen der Behindertenhilfe und der Altenhilfe sind bereits damit beschäftigt, gemeinsam kreative Lösungen zu entwickeln.

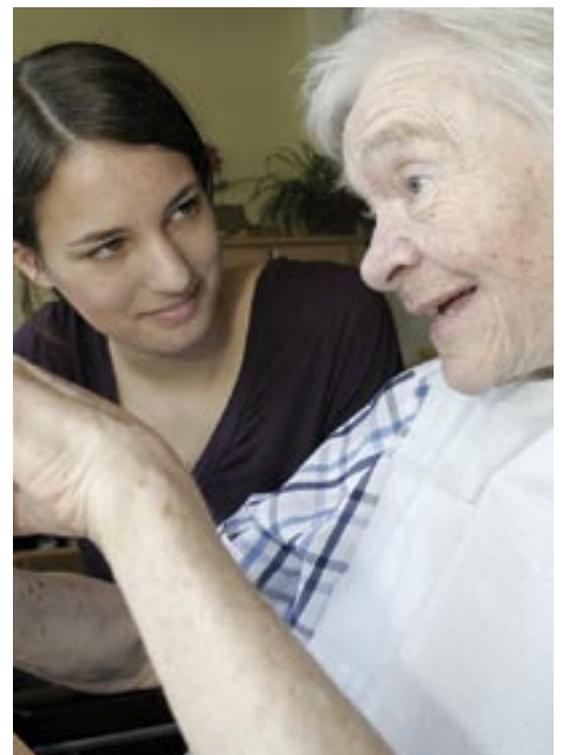
In der Stadt Bielefeld sind es neben verschiedenen anderen Einrichtungen die v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel, die eine solche Pflege und Assistenz für Menschen mit Behinderungen anbieten. Mit den Tagesförderangeboten „60plus“ ermöglicht Bethel behinderten Menschen im Ruhestandsalter zum Beispiel, sich nach eigenem Interesse zu betätigen und am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Dazu gibt es ein breites Spektrum an Angeboten: bei gemeinsamen Spaziergängen, beim Training zum Erhalt erworbener Fähigkeiten oder bei vielfältigen Musik- und Bewegungsangeboten können sich die älteren behinderten Menschen betätigen. Das Freizeit- und Kulturzentrum „Neue Schmiede“ bietet mit Konzerten und Theatervorführungen Veranstaltungen an, die auf die Bedürfnisse der Menschen mit Behinderungen abgestimmt sind, aber gerade dadurch ihren besonderen Reiz haben, dass sie grundsätzlich allen Interessenten offenstehen.

Die Herausforderung für die kommenden Jahre wird darin bestehen, diese oder ähnliche Angebote nicht nur für Menschen aus der Ortschaft Bethel zu machen, sondern Menschen mit und ohne Behinderungen aus ganz Bielefeld einzuladen und zusammenzubringen. Auf diesem Weg möchten wir einen Beitrag dazu leisten, dass das Älterwerden unserer Gesellschaft nicht nebeneinander, sondern miteinander geschieht, im gegenseitigen Lernen und aufeinander Achten. Die Vision Bethels benennt das mit den Worten „Gemeinschaft verwirklichen“.

Zahlreiche Gespräche mit lokalen Vertretern aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft und nicht zuletzt die vielfältigen Bemühungen der Stadt Bielefeld, sich den Herausforderungen des demographischen Wandels zu stellen, stimmen mich sehr positiv, dass dazu in Bielefeld ein guter Weg gefunden wird.

## BETHEL

*Die v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel wurden 1867 durch die Innere Mission mit Unterstützung von Bielefelder Kaufleuten gegründet. Erster Anstaltsleiter der „Evangelischen Heil- und Pflegeanstalt für Epileptische Rheinlands und Westfalens“ war Pfarrer Friedrich Simon. 1874 bekam die Einrichtung durch Friedrich von Bodelschwingh (Anstaltsleiter seit 1872) den Namen Bethel. 1921 wurde der Name im Andenken an ihn zu v. Bodelschwingsche Anstalten Bethel erweitert. In den Einrichtungen, Diensten und Beratungsstellen Bethels in sechs Bundesländern engagieren sich 15.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für kranke, behinderte oder sozial benachteiligte Menschen.*



## WIR WERDEN BUNTER

### *Information zur Bevölkerungsentwicklung*

*Derzeit hat in Bielefeld etwa jeder 10. Bielefelder Einwohner eine ausländische Staatsangehörigkeit. Der Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund ist in den letzten Jahren leicht gestiegen und lag 2007 bei 21,6% der Bevölkerung (71.033 Menschen). Jeder dritte ausländische Staatsbürger in Bielefeld stammt aus der Türkei. Weitere größere Zuwanderergruppen sind mit 9% Menschen aus Serbien und Montenegro, weitere 8% stammen aus Griechenland. Neben den Personen mit ausländischer Staatsangehörigkeit gibt es in Bielefeld noch 35.304 Menschen, die neben der deutschen noch eine weitere Staatsangehörigkeit besitzen. Hiervon sind 21% polnischer, 18% türkischer und 16% russischer Herkunft. Anfang der 90er Jahre gab es in Deutschland einen starken Zuzug von Spätaussiedlern, Bürgerkriegsflüchtlingen und Asylbewerbern, seither ist die Zuwanderung auch in Bielefeld rückläufig. Der zahlenmäßige Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund ist in einigen Stadtbezirken Bielefelds stärker zu spüren als in anderen. In den Stadtbezirken Mitte (16,5%) und Brackwede (14,7%) ist der Anteil ausländischer Staatsbürger am höchsten, in Dornberg mit 5,5% am niedrigsten. Beim Vergleich der Altersgruppen wird deutlich, dass der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund in den jüngeren Altersgruppen am größten ist. Während nur 8% der über 65-Jährigen eine ausländische Staatsangehörigkeit bzw. neben der Deutschen eine weitere Staatsangehörigkeit besitzen, liegt deren Anteil in der Altersgruppe der unter 6-Jährigen bei 45%. Auch hierbei gibt es wieder deutliche Unterschiede in den einzelnen Stadtbezirken. Während in Sennestadt (53,7%), Brackwede (48,8%), Mitte (50,5%), Stieghorst (49,7%) und Schildesche (47%) ein Großteil der unter 6-Jährigen eine ausländische oder neben der Deutschen noch eine weitere Staatsangehörigkeit besitzt, ist es in Gadderbaum (28,4%), Jöllenbeck (29,3%) und Dornberg (24,1%) ein verhältnismäßig geringer Anteil. Laut Prognosen wird sich auch in Zukunft der Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund weiter erhöhen.*



*Ferda Ataman, 29, ist Politikwissenschaftlerin und Journalistin in Berlin. Sie arbeitete als Referentin beim nordrhein-westfälischen Integrationsminister Armin Laschet und als Redakteurin bei Spiegel Online. Seit 2009 schreibt sie für die Berliner Zeitung „Der Tagesspiegel“.*

## *Das Zuwandererviertel als Versuchslabor: Segregation kann schön sein*

*Ein Gastbeitrag von Ferda Ataman*

Der Mensch gesellt sich gern zu Seinesgleichen. So in etwa könnte man verharmlost erklären, was in Deutschlands Städten Alltag ist, nämlich Segregation – „Entmischung“ – wohin das Auge blickt. Ethnische Minderheiten und sozial gleichgestellte Gruppen leben in Bezirken überwiegend unter sich. In Bildern heißt das, schicke Straßenzüge mit sanierten Altbauten und noblen Geschäften auf der einen Seite. Veraltete Neubausiedlungen, in deren Parterre sich Dönerbuden an Imbissstuben reihen, auf der anderen. Doch inwiefern ist das ein Problem?

Dass die Bewohner einer Stadt nicht gleich sind, ist erstmal gut. Aristoteles verstand das als wesentliches Merkmal: „Eine Stadt besteht aus unterschiedlichen Arten von Menschen, ähnliche Menschen bringen keine Stadt zuwege“. Erst der Faktor „bunt“ macht eine Metropole also zu dem, was sie ist.

Auch Segregation gehört zum Wesen einer Stadt. Und auch sie ist erstmal nichts Schlechtes. Man stelle sich das Gegenteil vor: Nach Bevölkerungsverhältnissen durchmischte Wohngegenden. Hier könnten Studenten keine Hauspartys machen, weil ihre Rentner-Nachbarn nach Ruhe trachten. Auch für Geschäfte wäre es schwer, sich

den Kundeninteressen anzupassen, die ja sehr mannigfaltig gestreut wären. Nein, die meisten Menschen ziehen eine Wohngegend mit Gleichgesinnten vor.

Problematisch wird es allerdings, wenn man sich den Lebensraum nicht aussuchen kann, was vor allem bei sozial schwachen und zugewanderten Familien der Fall ist. Billige Bleiben sind meist am Stadtrand oder in den augenscheinlich weniger schönen Bezirken angesiedelt. Die Kommunalverwaltungen deutscher Städte – das darf an dieser Stelle einmal pauschal gesagt werden – haben vor allem Migrantenviertel in den vergangenen Jahrzehnten eher vernachlässigt als gefördert. Schließlich wohnten hier keine potentiellen Wähler, sondern Menschen, die früher oder später vermutlich in „ihre Heimat“ zurückkehren würden.

Doch auch dann, wenn der zugewiesene Wohnraum erstmal als Nachteil erscheint – Segregation kann eine Chance sein. Berlin Kreuzberg ist ein wunderbarer Musterkiez dafür, wie es laufen kann: Das Viertel ist in zwei völlig verschiedene Szenen geteilt. In ein alternatives Bio-Einkaufsparadies mit schönen Cafes, dem so genannten Kreuzberg 61. Und in den Bereich 36, beide

benannt nach dem alten Postzustellbezirk. Letzteren nennen viele „Klein-Istanbul“, denn hier gibt der Bezirk ein ganz anderes Bild ab: Straßenputzkolonnen scheinen nie mit dem Räumen nachzukommen, am zentralen U-Bahnhof hängen Junkies und Dealer an heruntergekommenen Plätzen ab. Die Polizei patrouilliert zwar regelmäßig, doch die Beamten steigen nur ungern aus dem Wagen. Das ist das Bild, das sich in der Öffentlichkeit etabliert hat. Kreuzberg 36 ist seit den 80er Jahren als Berliner „Problemviertel“ bekannt.

Doch inzwischen bezeichnet ihn kaum einer so, der schon da war. Hinter der Brennpunkt-Fassade hat sich längst ein anderer Schauplatz entwickelt. Das südöstliche Kreuzberg ist quasi en passant zum Versuchslabor für die positive Besetzung des Wortes „Migrantenviertel“ geworden. Wie? Es hat den Multikulti-Ruf potenziert und gleichzeitig genutzt, hier keimt der Unternehmergeist derer, die nichts zu verlieren haben. Längst ziehen hier orientalische Nachtclubs Partygänger aus der ganzen Republik an, entwerfen Medienagenturen einen neuen Stil für ein betont buntes Klientel.

Am besten lässt sich diese Entwicklung durch den Tourismus belegen: Schon in den 90er Jahren kreuzten Reisebusse regelmäßig durch das Viertel, um den Besuchern der Hauptstadt einen richtigen „Türkenkiez“ zu zeigen. Damals stiegen die Touristen nicht aus, sie beschränkten sich lieber aufs Fotografieren aus dem Bus. Inzwischen jedoch reizt es die Besucher, durch die bunte Oranienstraße zu flanieren, in deren Schaufenstern anatolische Leckereien angeboten werden. Längst ist das Viertel auch von Studenten und Künstlern belebt, die ihrerseits für Ateliers und Schmuckläden gesorgt haben.

Für die inzwischen teils positive Entwicklung der Migrantenviertel in den Städten hat eine Erkenntnis bei Politikern eine große Rolle gespielt: Sie haben eingesehen, dass die Heimat der Zuwanderer Deutschland ist. Auch haben die Stadtverwaltungen eingesehen, dass niemandem damit gedient ist, wenn man ihre Kinder in diesen Bezirken vernachlässigt.

Das ist nicht nur im Bezug auf das Thema Integration wichtig. Auch aus demographischer Sicht ist es vorausschauend, Familien mit Zuwanderungsgeschichte zu fördern. Schließlich leben in Ballungszentren und Großstädten die meisten

Kinder in den Stadtgebieten, die von Armut und Arbeitslosigkeit geprägt sind. Selbst wenn man von moralischen Gründen absieht – Deutschland kann es sich schlichtweg gar nicht leisten, so viele Kinder auf Haupt- und Sonderschulen versauern zu lassen.

So kann im Hinblick auf die Zukunft deutscher Städte zweierlei gesagt werden: 1. Segregation ist nicht per se ein Problem. Sie kann eine Chance für die Bewohner einer Stadt sein. 2. Segregation wird dann zum Problem, wenn strukturelle Benachteiligung hinzu kommt. Es bleibt also Aufgabe der Politik, etwas dagegen zu tun. Die Lösung liegt unglaublich nah und – wie fast alles im Bereich Integration – in den Kommunen: Sie müssen für mehr Kindergärten, Mutter-Kind-Projekte, Familienberatungsangebote sorgen, den Zugang in die Familien ausbauen und Jugendlichen Weiterbildungsmöglichkeiten anbieten. Wer das beachtet, muss nur noch warten, bis aus Zukunftslaboren Tourismusmagneten werden.



*Dr. Jochen Rath, Jahrgang 1967, studierte Neuere und Neueste Geschichte, Politikwissenschaft und Historische Hilfswissenschaften an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Er war u.a. tätig am Niedersächsischen Staatsarchiv Bückeburg und Landeshauptarchiv Koblenz und war Leiter des Kreisarchivs Warendorf. Seit 2006 ist er Leiter des Instituts Stadtarchiv und Landesgeschichtliche Bibliothek Bielefeld. Er ist in der Redaktion „Ravensberger Blätter“ des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg tätig und Mitglied in dessen Beirat.*

## ***Bielefeld – eine Stadt mit Migrationshintergrund***

*Ein Beitrag von Dr. Jochen Rath*

Indem Menschen ihre Heimat verlassen – freiwillig oder unter Zwang –, suchen sie eine befristete oder dauerhafte Zukunft an einem neuen Wohnort. Politische Entwicklungen, beruflich-wirtschaftliche Perspektiven oder familiäre Ereignisse machen aus dem Provisorium etwas Permanentes – aus der Fremde wird eine neue Heimat, wird feste und geplante Zukunft.

Als Bielefeld im Hochmittelalter von den Ravensberger Grafen mit dem Münsteraner Stadtrecht ausgestattet wurde, konnte die damit privilegierte Ansiedlung kaum aus sich selbst heraus weiter erfolgreich wachsen – Zuwanderung u.a. von Handwerkern und Kaufleuten war notwendig, um die günstig gelegene Stadt gedeihen zu lassen.

Um 1850 hatte Bielefeld etwa 10.000 Einwohner, 70 Jahre später waren es bereits 80.000. Die verbesserte Ernährungs- und Gesundheitsversorgung – der Geburtenüberschuss machte bis zu 77% des Zuwachses aus! – hatte entscheidend dazu beigetragen. Parallel wuchs die Stadt durch die Zuwanderung von Arbeitskräften im Rahmen der Industrialisierung (Spinnereien und Maschinenbau). Die Stammbevölkerung blieb in der prosperierenden Stadt, weitere Menschen wurden angezogen – fanden berufliche und persönliche Zukunft. Allein das Logierhaus der Ravensberger Spinnerei an der Webereistraße nahm zwischen 1890 und 1945 etwa 10.500 Frauen auf, die meist für kurze Zeit dort lebten, in Bielefeld blieben oder scheiterten. Der Zuzug erfolgte vor allem aus dem Ruhrgebiet (dabei auch Töchter polnischer Bergarbeiter) und Schlesien/Ostpreußen, weniger aus der Region.

Zwischen 1939 bis 1945 rekrutierte der NS-Staat ca. 10 Millionen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter überwiegend in Osteuropa – etwa 15.000 kamen in die Stadt und in den Kreis Bielefeld und waren in Firmen, aber



*Vertriebenendenkmal von Karlheinz Rhode-Jüchtern (Foto, 1975) ; Stadtarchiv Bielefeld*

auch in der Landwirtschaft unter verschiedensten Umständen beschäftigt, jedoch auf jeden Fall nicht freiwillig hier. Nach Kriegsende blieben einige als displaced persons, u.a. in Stieghorst am Lipper Hellweg und ab 1958 in der Beckhof-Siedlung.

Bis zum 1. April 1952 fanden 31.424 Flüchtlinge und Vertriebene aus den früheren deutschen Gebieten im Osten in Bielefeld Aufnahme. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung betrug damals in Deutschland überdurchschnittliche 19,3%. Sie blieben dauerhaft in der Bundesrepublik, integrierten sich in Bielefeld, hatten aber ihre frühere Heimat verloren.

Mit der Anwerbung von „Gastarbeitern“ ab 1960 kamen Menschen vor allem aus Portugal, Spanien, Italien, Jugoslawien, Griechenland und der Türkei nach Bielefeld – und wurden Teil der städtischen Gesellschaft. Ende 2008 lebten 38.931 ausländische Staatsangehörige in der Stadt. Bielefeld war und ist eine Stadt mit Zuwanderungshintergrund.



*Weihnachtsheimreise Bielefelder „Gastarbeiter“ vom Hauptbahnhof  
(Foto: Hans-Dieter Johner, 1978), Stadtarchiv Bielefeld*

*In Bielefeld hat fast ein Viertel der Bevölkerung einen Migrationshintergrund. Dazu zählt die Professorin aus Frankreich genauso wie der türkische Dönerbudenbesitzer, der deutsche Junge, dessen Vater aus den Niederlanden stammt, oder die Tochter afrikanischer Einwanderer. Nach der in Bielefeld üblichen Definition sind unter Menschen mit Migrationshintergrund alle Personen zu verstehen, die im Ausland geboren wurden sowie deren Kinder. Wie leben sie in Bielefeld und wie stellen sie sich ihre Zukunft vor? Drei Beispiele:*



*von links nach rechts:  
Karin, Safinaz, Ilknur, Cem und Ali  
Ünlüsoy*

## **„Wir sind eine Familie“**

***Familie Ünlüsoy fördert im Sportverein das Miteinander von Menschen unterschiedlicher Herkunft***

Taekwondo, das ist für Familie Ünlüsoy weit mehr als ein Hobby. Fast jede freie Minute verbringen Karin und Ali Ünlüsoy als Trainer in der Sporthalle. Ihre drei Kinder Ilknur, Safinaz und Cem sind immer dabei, üben für Wettkämpfe, treffen im Verein Freunde oder kümmern sich um neue Mitglieder. „Sport, das ist unser Leben“, sagen die fünf – und leisten ganz nebenbei auch noch ein Stück praktische Integrationsarbeit. Im Taekwondo-Verein Songokus Bielefeld, den Ali Ünlüsoy gegründet hat, kommen Kinder und Jugendliche aus allen Ländern dieser Welt zusammen. Mit ihrer Arbeit wollen Karin und Ali Ünlüsoy dazu beitragen, dass diese Kinder stark und selbstbewusst werden und dass sie sich in Bielefeld ein bisschen heimischer fühlen.

Russland, Türkei, Spanien, Griechenland oder Taiwan - so unterschiedlich die Herkunft, beim Training steht das Gemeinsame im Vordergrund

und nicht das Trennende, das fängt schon bei Kleinigkeiten wie der Kleidung an. „Wir tragen alle einen Dobok“, sagt Safinaz und zeigt ihren Taekwondo-Anzug, eine weiße Baumwollhose und ein weißes Hemd. Über den Sport will Ali Ünlüsoy Berührungängste abbauen – im übertragenen Sinn, aber auch ganz konkret. Beim Aufwärmen hüpfen alle Kinder durcheinander, dann muss sich jedes Kind einen Nachbarn schnappen, hochnehmen und im Kreis herumwirbeln. Nähe und Vertrauen statt Distanz und Misstrauen, das wünschen sich Karin und Ali Ünlüsoy nicht nur im Sportverein, sondern auch beim multikulturellen Miteinander in der Gesellschaft.

Das Engagement hat viel mit der eigenen Biographie zu tun. Mit 20 Jahren kam Ali Ünlüsoy, damals Mitglied der türkischen Karate-Nationalmannschaft, nach Deutschland. „Hier gab es für mich sportlich bessere Möglichkeiten.“ Doch

der Anfang in einem fremden Land war schwerer als gedacht. Der junge Sportler sprach kein Wort Deutsch, hatte wenig Geld, seinen gelernten Beruf Buchhalter kann er nicht ausüben. Die große Hoffnung Deutschland wird schnell zur großen Enttäuschung, Ali Ünlüsoy fühlt sich alleine und erlebt eine Gesellschaft, die ihm die kalte Schulter zeigt. Zu seinem Glück lernt er Karin kennen, seine spätere Frau. Sie motiviert ihn einen Sprachkurs zu belegen und hilft ihm, sich in der fremden Gesellschaft zurecht zu finden. Schon nach einem halben Jahr kann sich Ali Ünlüsoy gut verständigen. „Das hat auch anderen Türken imponiert. Ich war für sie so etwas wie ein Vorbild“, erzählt der 38-Jährige. „In der Teestube kamen viele auf mich zu und zeigten mir Briefe, die ich übersetzen sollte.“

Ali Ünlüsoy bedauert es, dass einige seiner Landsleute auch nach Jahren oft nur wenig Deutsch sprechen. „Wenn man sich integrieren will, muss man sich selbst anstrengen.“ Er habe seinen Platz in Bielefeld gefunden, „weil ich sehr motiviert war und meine Frau mir geholfen hat.“ Das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite wünscht sich Ali Ünlüsoy aber auch mehr Anerkennung und Unterstützung von außen, von Bürgern und Politikern. „Einfach ein bisschen Hilfe und Ermutigung, wenn sich jemand Mühe gibt.“ Auch hier fängt es bei Kleinigkeiten im Alltag an, meint Ali Ünlüsoy und nennt ein Beispiel: „Beim Laternensingen am Martinstag waren in unserer Nachbarschaft türkische Kinder unter-

wegs. Da haben einige Leute gesagt: Das ist doch nicht eure Religion, da dürft ihr nicht mitmachen. Obwohl die Kinder genau das machen wollen, was alle Kinder in Deutschland machen.“

Mitmachen, teilhaben – im Sportverein Songokus will Ali Ünlüsoy niemanden ausgrenzen. Im Gegenteil, dem Trainer liegen gerade die „schwierigen“ Kinder am Herzen. „Einige Kinder, die zu uns kommen, sind sehr aggressiv.“ Beim Training erfahren sie Anerkennung und haben Erfolgserlebnisse, lernen Disziplin, müssen anderen gegenüber Respekt zeigen und werden ruhiger.

Während der Vater erzählt, sitzen seine drei Kinder im Wohnzimmer auf der Couch und hören aufmerksam zu. Was sind ihre Wünsche für die Zukunft? Cem, 14 Jahre, will sportlichen Erfolg. Das ist bescheiden ausgedrückt. Sein Vater verrät, dass Cem schon Landesmeister im Taekwondo ist. „Und für 2016 haben wir Olympia abgemacht.“ Safinaz, 12 Jahre, wünscht sich weniger Gewalt. „Manchmal sehe ich, dass sich schon Kinder in der Grundschule schlagen. Die möchte ich am liebsten voneinander trennen, damit die sich nicht weh tun.“ Und auch Ilknur, 8 Jahre, möchte, dass die Menschen in Frieden miteinander leben.

Und die Mutter? Sie hofft, „dass die Kinder die Schule gut meistern, die Ausbildung schaffen und im Sport gut sind. Das hängt alles zusammen.“ Karin und Ali Ünlüsoy sind stolz auf ihren Nachwuchs. Ein Leben ohne Kinder? Das können sich beide nicht vorstellen. „Ich wollte immer vier oder fünf Kinder haben. Aber mit dreien bin ich auch zufrieden“, scherzt Ali Ünlüsoy, der hauptberuflich beim Umweltbetrieb der Stadt arbeitet. Seine Frau lacht, wird aber schnell wieder ernst. Leicht sei es heute nicht, Kinder groß zu ziehen, sagt sie. Beide Eltern nehmen sich viel Zeit für ihre Kinder, sowieso ist bei den Ünlüsoys nur noch eins wichtiger als der Sport: der Zusammenhalt in der Familie. Dass das so ist, dazu hat Ali Ünlüsoy maßgeblich beigetragen. Die Verwandtschaft seiner Frau war anfangs jedenfalls nicht begeistert, als Karin mit einem türkischen Freund ankam. Ali Ünlüsoy hat sich dadurch nicht beirren lassen. Als die Schwiegermutter ihm zur Begrüßung förmlich die Hand gab, hat er ihr gezeigt, was Herzlichkeit ist. „Ich habe Schwiegermutter in den Arm genommen und gesagt: Ich muss deine Wärme spüren. Wir sind doch eine Familie.“

Offen sein, auf andere zugehen und die Kultur der anderen respektieren – das würde das Miteinander in Deutschland bereichern, davon sind Karin und Ali Ünlüsoy überzeugt. „Viele Ausländer verstecken sich, dabei wäre es für sie wichtig, dass die Deutschen einfach mal fragen: Wie lebt ihr in der Heimat? Was esst ihr? Was ist euer schönster Feiertag?“ Familie Ünlüsoy versucht diesen Anspruch zu leben und hofft, dass das auch für immer mehr Menschen selbstverständlicher wird.





*Antonios Gerogallis,  
Jahrgang 1966, Gastronom*

## *„Ein bisschen fremd in beiden Welten“*

*Antonios Gerogallis fühlt sich als Bielefelder und Grieche zugleich*

Anfang der 60-er Jahre fingen die Eltern von Antonios Gerogallis als Gastarbeiter in Bielefeld ein neues Leben an, voller Hoffnung auf eine bessere Zukunft. In Deutschland gab es, was in ihrer griechischen Heimat fehlte: Arbeit. „Meine Eltern sind arm gekommen und wohlhabend nach Griechenland zurückgekehrt“, sagt Antonios Gerogallis. Heute sei es schwerer geworden, Geld zu verdienen – für Zugewanderte genauso wie für Deutsche. „Das Leben ist härter geworden, die Gesellschaft egoistischer. Aber natürlich sind auch die Ansprüche gewachsen.“ So sparsam und fleißig wie seine Eltern würde heute keiner mehr leben, sagt Antonios Gerogallis. Und was wünscht er sich für seine Zukunft? Der 43-Jährige denkt einen Moment nach. „Ich hoffe, dass wir das Erreichte bewahren können und dass das starke soziale Netz nicht reißt. Es geht uns doch allen sehr gut in Deutschland.“

Seit 1996 betreibt Antonios Gerogallis, von den Stammkunden Toni genannt, das Café Nio im Bielefelder Rathaus. Fast täglich ist er im Restaurant, kocht und kümmert sich um seine Gäste, hält einen kleinen Plausch hier, wird am nächsten Tisch gefragt, was er zum Essen empfiehlt. Heute das Lammfilet mit Rosmarin. Die Küche ist mediterran, es gibt griechische Gerichte, aber auch Pizza und Pasta, Schnitzel, Kassler, Braten mit Rosenkohl. Multi-kulti auf der Speisekarte? Antonios Gerogallis winkt ab. Eine tiefere Bedeutung habe das nicht. Er kocht, was den Gästen schmeckt, da ist er ganz pragmatisch.

Antonios Gerogallis ist ein so genannter „Bürger mit Migrationshintergrund“, in Bielefeld geboren und Grieche geliebt. „Ich habe einen griechischen Pass. Damals war das so, und heute sind wir doch alle Europäer. Ich kann problemlos reisen, warum sollte ich etwas ändern?“ Antonios Gerogallis fühlt sich wohl in Bielefeld, betont er. Auch an seine Kindheit hat er gute Erinnerungen, obwohl er immer „der Ausländer“ war. „Aber ich war nicht alleine. Es gab Griechen, Jugoslawen, das



war eine schöne Gemeinschaft. Und ich bin auch mit vielen Deutschen aufgewachsen.“ Seine Eltern seien damals bewusst in eine „normale“ Siedlung in Bielefeld gezogen. Die Kinder sollten nicht im „Ghetto“ groß werden.

Allerdings war es selbstverständlich, dass der Nachwuchs auf die griechische Schule ging, Deutsch hatte Antonios Gerogallis nur als Fremdsprache. Rückblickend sagt er: „Ich hätte mehr aus mir machen können, wenn ich von Anfang an auf eine deutsche Schule gegangen wäre.“ Als er in der 9. Klasse auf die Hauptschule wechselte und Deutsch die Unterrichtssprache wurde, fiel ihm die Umstellung schwer. Die Lust am Lernen war weg.

Antonios Gerogallis verließ die Schule, machte eine Lehre und arbeitete sieben Jahre lang als Schlosser bei Dürkopp, in der Firma, in der auch seine Eltern arbeiteten. 1963 fing sein Vater Dimitrios Gerogallis, damals 34 Jahre alt, bei dem Bielefelder Nähmaschinenhersteller als Betriebsdolmetscher an, betreute griechische und italienische Gastarbeiter und lernte seine Frau kennen, ebenfalls eine Griechin. Später leitete Dimitrios Gerogallis die Kantine. „Als dann die Firmen Dürkopp und Adler fusionierten und der Betrieb an den Stadtrand verlagert wurde, fragte man meinen Vater, ob wir den Gastronomiebetrieb in der alten Dürkopp-Brücke übernehmen“, erinnert sich Antonios Gerogallis. Sein Vater, ein leidenschaftlicher Koch, sagte Ja, der Sohn machte mit, gemeinsam eröffneten sie Tonis Café. „Ich musste mich komplett umstellen. Wir hatten einen Koch, der hat mich zwei Jahre lang angelehrt, aber es machte mir Spaß“, sagt Antonios Gerogallis. Die Arbeit mit Menschen statt mit Maschinen, die Geselligkeit, das lag ihm. „Und Gastronomie war für Zugewanderte auch eine gute Möglichkeit, um Geld zu verdienen.“

In „Tonis Café“ lernte der Gastronom auch seine Frau kennen. Das Paar hat zwei Töchter. Beide gehen auf eine deutsche Schule und haben zusätzlich zwei mal in der Woche Griechisch-Unterricht. „Das reicht. Und das wäre für mich damals auch genug gewesen“, sagt Antonios Gerogallis, doch seine Eltern waren überzeugt, dass die Familie bald nach Rhodos zurückkehren wird. „Ich habe mich mit 15, 16 Jahren aber entschieden, hier zu bleiben.“ Heute träumt Antonios Gerogallis davon, beide Länder zu seiner Heimat zu machen, so wie seine Eltern, die inzwischen als Rentner auf Rhodos leben, aber jedes Jahr für ein paar Monate nach Deutschland kommen. „Mein Wunsch ist es, später auch zu pendeln“, sagt Antonios Gerogallis. „Ich möchte in Bielefeld leben und in Griechenland etwas länger Urlaub machen, als es jetzt möglich ist.“ Ein bisschen fremd fühlt er sich in beiden Welten, sagt der schlanke Mann etwas wehmütig. „Aber Bielefeld bleibt. Man fühlt sich zu Hause, wo die Freunde sind. Und das ist Bielefeld.“





*Ivelyne Atangana,  
Jahrgang 1960, Krankenschwester*

## *„Die Welt ist bunt“*

*Ivelyne Atangana ist vor 20 Jahren von Kamerun nach Bielefeld ausgewandert*

Voller Wissbegier kam sie nach Deutschland. Sie wollte lernen, am besten studieren. „Das war nicht möglich. Aber meine Kinder haben es geschafft. Dafür bin ich dankbar“, sagt Ivelyne Atangana, in Afrika geboren und vor gut 20 Jahren nach Deutschland ausgewandert. Ihre älteste Tochter lebt heute in Afrika, die drei anderen Kinder studieren in Bielefeld. Auch sie selbst habe sich immer weiter gebildet, jede Möglichkeit zum Lernen genutzt. „Nur mein Deutsch muss noch besser werden. Meine Kinder schimpfen schon und sagen: Mama, Du musst was tun“, sagt die 49-Jährige und nimmt die Aufforderung ernst. So bald wie möglich will die Krankenschwester noch einmal einen Sprachkurs belegen. „Sprache, das ist das Wichtigste, um sich in die Gesellschaft zu integrieren. Ohne Sprache keine Integration.“

Als Ivelyne Atangana mit 27 Jahren aus dem fernen Kamerun nach Bielefeld zog, sprach sie kein Wort Deutsch. Nur ungern denkt sie an diese Zeit zurück. Sie hat Ablehnung und Hass erlebt, nur weil sie anders war. Vieles habe sich seitdem verändert. „Die Leute sind anders geworden, verhalten sich Ausländern gegenüber freundlicher und offener“, sagt sie, aber es könnte noch besser werden. Ivelyne Atangana wünscht sich für die Zukunft mehr Toleranz und Respekt. „Kebab und Kartoffelsalat, in Deutschland mischen sich die Kulturen, und das ist gut so. Das Eintönige ist nicht so schön. Die Welt, die Gott geschaffen hat, ist bunt.“

Ivelyne Atangana ist eine gläubige Frau und geht regelmäßig in die Kirche. „Außerdem gab es immer Menschen, die an mich geglaubt und mir geholfen haben, zum Beispiel bei der Stadt Bielefeld.“ Angst mache ihr, dass die Gesellschaft ihrem Empfinden nach egoistischer und brutaler wird. Und dass ihr manchmal immer noch Neid und Hass entgegen schlagen. „Ich habe zwei Ausbildungen gemacht, ich arbeite hart als Krankenschwester und lebe nicht vom Staat“, sagt Ivelyne Atangana

mit Nachdruck und wünscht sich, dass die Menschen erkennen, wie gut sie es in Deutschland haben. „Hier gibt es so viele Möglichkeiten, es ist so vieles gut.“ Auch dass so wenig Kinder geboren werden, ist ihr unverständlich. „In Deutschland ist alles da, man muss nur lernen und arbeiten.“

Sie selbst arbeitet mit viel Engagement als Krankenschwester im Krankenhaus – doch die Bedingungen für das Pflegepersonal werden immer schlechter, so Ivelyne Atangana. Für ihren Beruf wünscht sie sich, dass Pflegekräfte besser bezahlt werden und mehr Zeit für die Patienten haben. „Kranke brauchen nicht nur Medikamente. Sie brauchen Liebe und Zuwendung. Das macht Menschen zufriedener als Geld und Gold. Gesundheit kann man nicht kaufen, das sollen die Politiker erkennen.“ Wie und wo sie alt werden will, darüber hat sich die 49-Jährige noch keine Gedanken gemacht. Die Zukunft liegt in Gottes Hand, sagt Ivelyne Atangana, die für den Besuch eine afrikanische Tracht angezogen hat. Und dann lacht die Frau aus Kamerun. „Alt werden in Deutschland? Das weiß ich nicht. Ich habe noch keine schwarzen Leute im Altenheim gesehen. Sie vielleicht?“



*Gabriele Kiel ist Heilpraktikerin für Psychotherapie, Jahrgang 1958 und im Tierkreiszeichen Krebs geboren. Sie hat 1991/92 eine Ausbildung zur psychologischen Astrologin gemacht und ist seit 1993 freiberuflich als Astrologin tätig.*

## *Was in den Sternen steht ...*

### *Ein demographisches Horoskop für Bielefeld von der Astrologin Gabriele Kiel*

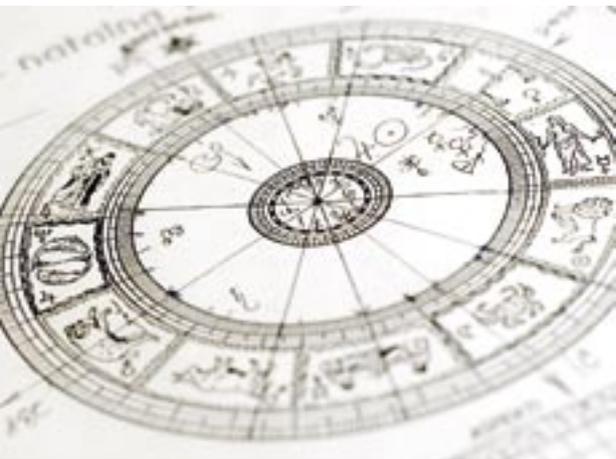
Zum Schluss ein Blick in die Sterne: Astrologin Gabriele Kiel hat für Bielefeld die Zukunft gedeutet. Eine schwierige Aufgabe, denn das genaue Geburtsdatum von Bielefeld ist nicht bekannt. Eine urkundliche Erwähnung lässt lediglich darauf schließen, dass Bielefeld spätestens 1214 Stadtrechte besaß. Um trotz dieser vagen Angabe ein astrologisches Bild zu entwerfen, hat Gabriele Kiel drei weitere markante Daten genutzt: den 1. November 1816 (der Kreis Bielefeld wird gebildet), den 1. Oktober 1878 (Auskreisung der Stadt Bielefeld) und den 1. Januar 1973 (kommunale Gebietsreform). Die Astrologin hat für diese Jahre vier Horoskope erstellt, miteinander verglichen und charakteristische Merkmale herausgearbeitet. Entstanden ist ein astrologischer Blick auf die Vergangenheit und Zukunft von Bielefeld.

In Bielefeld sind zwei starke Kräfte im Wettstreit, das ist schon im Ursprungshoroskop von 1214 angelegt: Zum einen gibt es eine visionäre Strömung, die sich z.B. in der unaufhaltsamen Vergrößerung der Stadt ausdrückt und dafür sorgt, dass in Bielefeld immer wieder groß angelegte Projekte geplant werden, die der Stadt nicht immer entsprechen. Gleichzeitig gibt es eine zweite, sehr bodenständige Kraft, die Geld und Ressourcen im Blick hat. Dieser Spannungsbo-

gen zwischen zukunftsweisender, visionärer und realitätsbezogener Kraft wiederholt sich auch in den anderen Horoskopen. Damit dieser Aspekt gewinnbringend genutzt wird, kommt es darauf an, beide Kräfte zu integrieren und nicht gegeneinander auszuspielen.

Mit dem Jahr 1973 kommt viel Schütze-Energie in die Stadt, das bedeutet astrologisch eine starke Zukunftsorientierung und Stärkung der Bereiche Wachstum und Bildung. Außerdem steht Schütze für das Thema Zuwanderung. Bielefeld kann sich in den Bereichen Bildung und Zuwanderung hervortun und eine Art Vorreiterrolle übernehmen, die Energie ist jedenfalls da. Es wird mit Sicherheit immer wieder Menschen in der Stadt geben, die sich gut in diesen Gebieten auskennen und Projekte anstoßen. Hier gilt es, offen und großzügig zu sein und Ressourcen zur Verfügung zu stellen, z.B. für Integrationsprojekte oder Sprachangebote.

Außerdem zeigen alle Horoskope, dass sich das Luftelement entwickeln sollte. Für Bielefeld heißt das, luftiger zu werden, also kommunikativer: Informationen weiter geben und nicht zurückhalten, einen guten Austausch pflegen, offen gegenüber Einwänden sein und vorurteilsfrei zuhören, all das wäre wünschenswert.



Ebenfalls wird in fast allen Horoskopen angezeigt, dass Bielefeld arme und benachteiligte Menschen nicht aus dem Auge verlieren darf. Es geht darum, diese Gruppen einzubinden, und zwar so, dass sie an ihrer Entwicklung mitarbeiten können.

Aktuell geht Pluto in den Steinbock über. Das bedeutet eine grundsätzliche Strukturänderung, die sich auch in der derzeitigen Krise ausdrückt. Die Städte werden mehr Kontrollfunktionen übernehmen und mehr Entscheidungskompetenzen bekommen. Diese Kontrolle weise auszuüben wird in den nächsten Jahren eine große Herausforderung sein.

In Bielefeld wird sich die Krisenzeit bis etwa 2013/14 hinziehen. Insgesamt können in den nächsten Jahren keine großen Sprünge gemacht werden, es kommt darauf an, sparsam zu agieren und vorsichtig mit Ressourcen umzugehen. Für Pläne und Projekte in Bezug auf ältere Menschen ist die Zeit günstig. Erste Zeichen für eine Erholung sehe ich ab Frühling 2013. Ein Machtwechsel ist 2013 möglich, wahrscheinlicher aber in 2017. In den Jahren 2015 – 2018 wird sich die Luft und Feuerenergie mehr und mehr durchsetzen, dann scheint alles leichter zu gehen mit mehr Schwung und Enthusiasmus. In den Jahren 2016 – 18 ist es günstig, die Themen Familie, Hausbau und Wasserqualität in den Vordergrund zu stellen. Darüber gibt es ein gutes Einvernehmen in der Verwaltung und bei den Bürgern. Es ist Mut vorhanden, ungewöhnliche Projekte anzustoßen. 2018 sind endlose Diskussionen und ein Machtgerangel wahrscheinlich. Zwischen 2019 – 2023 deutet sich politisch eine schwierige und anstrengende Phase an und Unruhe unter den Bürgern. Ab 2021 kommen wieder eher konservative Kräfte zum Zuge, die Stadt kommt bis 2023 aber nicht zur Ruhe. Gerade in der letzten Phase gibt es eine sehr stürmische, umstürzlerische Periode. Das kippt 2023 – 24. Die Bürger wollen wieder Ordnung und Orientierung und es beginnt eine Zeit, in der keine neuen Projekte geplant, sondern angefangene Dinge zu Ende geführt werden sollten. 2026 bis 2028 spitzt sich die Spannung zwischen realitätsbezogenen und aufrührerischen, reformerischen Kräften zu. Wie

sich das ausdrückt, kann man noch nicht sagen. Bis 2030 spielt sich das Kräfteverhältnis wieder gut ein. Sicherheit, Ordnung, Ruhe und Orientierung, das ist in dieser Zeit für die Bürger wichtig.

Für die demographische Entwicklung sehe ich beim Aspekt „weniger“, dass sich die Stadt am besten „verjüngt“, indem sie gute Angebote für Kinder und Jugendliche schafft. Über Bildung, Betreuungsmöglichkeiten und Freizeitangebote werden Familien nach Bielefeld gezogen, das ist mindestens genauso wichtig wie finanzielle Anreize.

Um die Stadt auch für ältere Menschen attraktiv zu gestalten, sind Planungen bis 2013 und in den Jahren 2016, 2019, 2024 und 2026 besonders günstig. Es wäre speziell in diesen Zeiten gut, generationenübergreifende Projekte für Alt und Jung ins Leben zu rufen und das soziale Netz in den Stadtteilen auszubauen. Wichtig ist es, dass Ältere ihre Bedürfnisse und Ideen artikulieren und sich einbringen können, z.B. in einem unabhängigen Ältestenrat. Neue Ideen sind gefragt beim Thema Mobilität, Wohnen und Energie. Eine Anregung wäre, dass zumindest ältere, bedürftige Menschen umsonst Bus und Bahn fahren dürfen, und dafür im Bereich von Straßenbauprojekten einzusparen. Das könnte die Innenstadt beleben und Verkehrsprobleme entschärfen. Ein gutes Beispiel dafür gibt es in Belgien.

Beim Thema Zuwanderung kann Bielefeld viel leisten und viele Menschen aufnehmen. Die Stadt hat das Potenzial, mit integrativen Projekten zu glänzen und eine Vorbildfunktion zu übernehmen. Ebenso verhält es sich im Bildungsbereich.

Wenn den Reden Taten folgen, dann ist 2040 ein gutes Ergebnis möglich in Hinsicht auf Ausgewogenheit zwischen Visionen und guter Erdung. Die Tendenz geht in Richtung besserer Zusammenarbeit und Verantwortlichkeit über die Wahlperioden hinaus. Die Herausforderung wird sein, Personen mit charismatischer Führungsqualität zu wählen, die sich nicht durch persönliche Empfindlichkeiten und Einzelgängertum hervortun, sondern vielmehr unterschiedliche Menschen in Bielefeld einbinden, egal ob und welcher politischen Richtung sie angehören, damit die Potenziale in der Stadt genutzt werden. Alle gehören dazu und ergänzen sich. Das ist die Chance des Wassermannzeitalters.

*Aufgezeichnet von Silke Tornede.*

## Schöne Aussichten

von Susanne Tatje

Seitdem die demographischen Veränderungen stärker ins öffentliche Bewusstsein gerückt sind, ist eine Diskussion über die Attraktivität von Städten für neue „Einwohner-Gruppen“ entbrannt. Die Städte-Konkurrenz um die „high potentials“ oder die „kreative Klasse“ wird härter. Brauchen wir in Bielefeld neue Anreize, um unsere Stadt für solche Gruppen attraktiver zu machen?<sup>1</sup> Zunächst einmal bleibt festzuhalten, dass Bielefeld eine gute Ausgangsposition hat. Wir sind ein regionales Zentrum mit allem was dazu gehört, einer attraktiven Hochschullandschaft, Kulturangeboten, kreativen Köpfen und führenden Wirtschaftsunternehmen. Auch die reizvolle Landschaft und das viele Grün in der Stadt sind Pluspunkte. Auf dieser Grundlage gilt es weiter aufzubauen.<sup>2</sup>

Die Beiträge in diesem Heft sollen dafür Impulse geben und Mut machen, die vor uns liegenden Herausforderungen anzugehen. Mich stimmt es hoffnungsfroh, dass so viele Menschen bereit waren, sich über das Thema Zukunft Gedanken zu machen. Viele Themen sind angesprochen worden: Bildung, Wohnen, die Situation älterer Menschen, Sport, Stadtentwicklung und Kultur. Klar ist auch, dass große Anstrengungen nötig sein werden, um die Wünsche in die Realität umzusetzen. Wichtig dabei ist vor allem auch, die unterschiedlichen Vorstellungen mit der demographischen Gesamtstrategie zu verknüpfen,<sup>3</sup> um eine gemeinsame „Idee von der Stadt“ zu entwickeln. Aber ich bin überzeugt: Bielefeld wird sich dieser Aufgabe stellen – mit Unterstützung der Wirtschaft und anderer gesellschaftlicher Gruppen.

Der demographische Wandel erfordert neue Wege im Miteinander der Generationen: Es geht um Fragen eines neuen Zusammenlebens der Generationen, um gegenseitige Hilfe und Förderung. Wechselseitige Verantwortung füreinander steht dabei im Zentrum. Sie ist von Vorteil für alle

Generationen: Kinder ohne Großeltern kommen in Kontakt zur älteren Generation. Im Gegenzug erleben ältere Menschen auch ohne eigene Kinder und Enkelkinder das Aufwachsen des Nachwuchses und können den Kindern in vielen Situationen mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Mir ist es ein Anliegen, bei allen Diskussionen, Planungen und großartigen Projekten auch diejenigen im Blick zu behalten, die das Herz unserer Stadt ausmachen: Eine große Zahl ehrenamtlich aktiver Bürgerinnen und Bürger, die engagierten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den sozialen Einrichtungen, unsere Nachwuchsgeneration in den Kindergärten und Schulen und die vielen Menschen, die Tag für Tag ohne großes Aufsehen dafür sorgen, dass das Leben in unserer Stadt funktioniert. Dafür lohnt es sich auch darüber zu streiten, welche Konzepte und Investitionen die richtigen für die Zukunft sind.

In Bielefeld steht eine große Feier an: die 800-Jahr-Feier im Jahr 2014. Vielleicht haben wir mit Hilfe der in den Zukunftsgesprächen geäußerten Ideen, kritischen Anmerkungen und Vorschlägen einen Beitrag geleistet, wie wir einem „Bielefeld für alle“ bis dahin näher kommen.

<sup>1</sup> vgl. „Stadtluft macht high“, in: DER SPIEGEL, Heft 18/2009

<sup>2</sup> In Bielefeld befassen sich mit der Frage, wie die Stadt ihr Profil schärfen und sich im regionalen Wettbewerb positionieren kann, unterschiedliche Akteure wie Wirtschaftsförderung, Stadt-Marketing oder Pro Bielefeld. Die Initiative Bielefeld 2000 plus (Kooperation von Universität Bielefeld und Stadt, initiiert vor über zehn Jahren von Prof. em. Dr. Joachim Frohn) mit Projekten wie „Bielefeld 2050“ sind wichtige Aktivitäten für eine zukünftige Stadtgestaltung.

<sup>3</sup> in: „Demographischer Wandel als Chance?“, in: Zukunft Stadt, Heft 3, Hrsg.: Stadt Bielefeld, Bielefeld 2007

## IMPRESSUM

### Herausgeber

Stadt Bielefeld *Der Oberbürgermeister*

### Redaktion

Susanne Tatje *Demographische Entwicklung*

Silke Tornede *Journalistin*

### Interviews und Portraits

Silke Tornede *Journalistin*

### Gesamtverantwortung

Susanne Tatje *Demographische Entwicklung*

### Fotografie

Steffi Behrmann

Thomas F. Starke S: 19 – 21

Peter Marks, Klinikum Bielefeld S: 33

Privat S: 7 | 17 | 23 | 29 | 36 | 38 | 41

### Gestaltung

Stefanie Freise *FREISE GRAFIKDESIGN*

### Druck

Druckerei Schlüter

Sparkasse.  
Gut für Bielefeld.

KOOPERATIONSPARTNER

# Bielefeld

AMT FÜR INTEGRATION  
UND INTERKULTURELLE  
ANGELEGENHEITEN

# Bielefeld

AMT FÜR STADT-  
FORSCHUNG, STATISTIK  
UND WAHLEN



**klinikumbielefeld**  
unsere kompetenz für ihre gesundheit

05.2009 | 2.000 Stück



[www.bielefeld.de](http://www.bielefeld.de)

